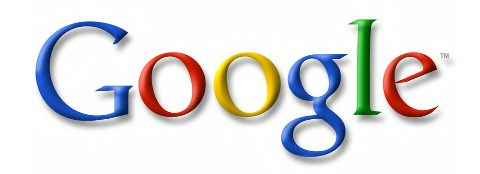


Carl Burckhardt.



Prof. Dr. Wilh. Theod. Streuber.

Basler Taschenbuch

auf

das Jahr 1858.

Herausgegeben

von

Dr. Wilh. Theod. Streuber,

Professor.

Neunter Jahrgang.

Basel,

Schweighauser'sche Verlags-Buchhandlung.

1858.



Prof. Dr. Wilh. Theod. Streuber.

Basler Taschenbuch

auf

das Jahr 1858.

Herausgegeben

von

Dr. Wilh. Theod. Streuber,

Professor.

Neunter Jahrgang.

Basel,

Schweighauser'sche Verlags-Buchhandlung.

1858.

Carl Burckhardt.

Vorwort.

Dem Verleger dieses Taschenbuchs liegt es leider ob, den dießjährigen Jahrgang zu eröffnen, da der Herausgeber vor wenigen Monaten nach schwerem Krankenlager dahin geschieden ist. Was die wissenschaftliche Welt an diesem Manne verliert, sagt uns am besten die Biographie des Verstorbenen, die wir dem langjährigen Freunde desselben, Herrn Prof. J. J. Bachofen verdanken; wir selbst verloren an ihm einen Mann, mit dem wir während geraumer Zeit in den angenehmsten geschäftlichen Verhältnissen gelebt und der uns als Mitarbeiter an manchen von unseren Unternehmungen lieb und theuer geworden ist.

Unter den weiteren Beiträgen finden wir eine leider nicht vollendete Darstellung der katholischen Reaktion im Bisthum Basel vom dahin geschiedenen Herausgeber, ausgezeichnet durch die Klarheit und plastische Ruhe der Darstellung, die wir von je in seinen historischen Arbeiten zu finden gewohnt sind.

Herr Dr. D. A. Fechter theilt uns aus dem reichen Schatze seiner Forschungen interessante Beiträge zur Sitten- und Kunstgeschichte unserer Vaterstadt mit.

Herr Fiscal Dr. J. R. Burckhardt führt uns in lebensfrischen Zügen das Bild zweier Baslerischen Staatsmänner und Krieger vor, die Biographie des Bürgermeisters Bernh. Brand und seines Vaters Theodor, der die gleiche Würde bekleidete, ein schätzbarer Beitrag zur Kenntniß der Baslerischen Verhältnisse im sechszehnten Jahrhundert.

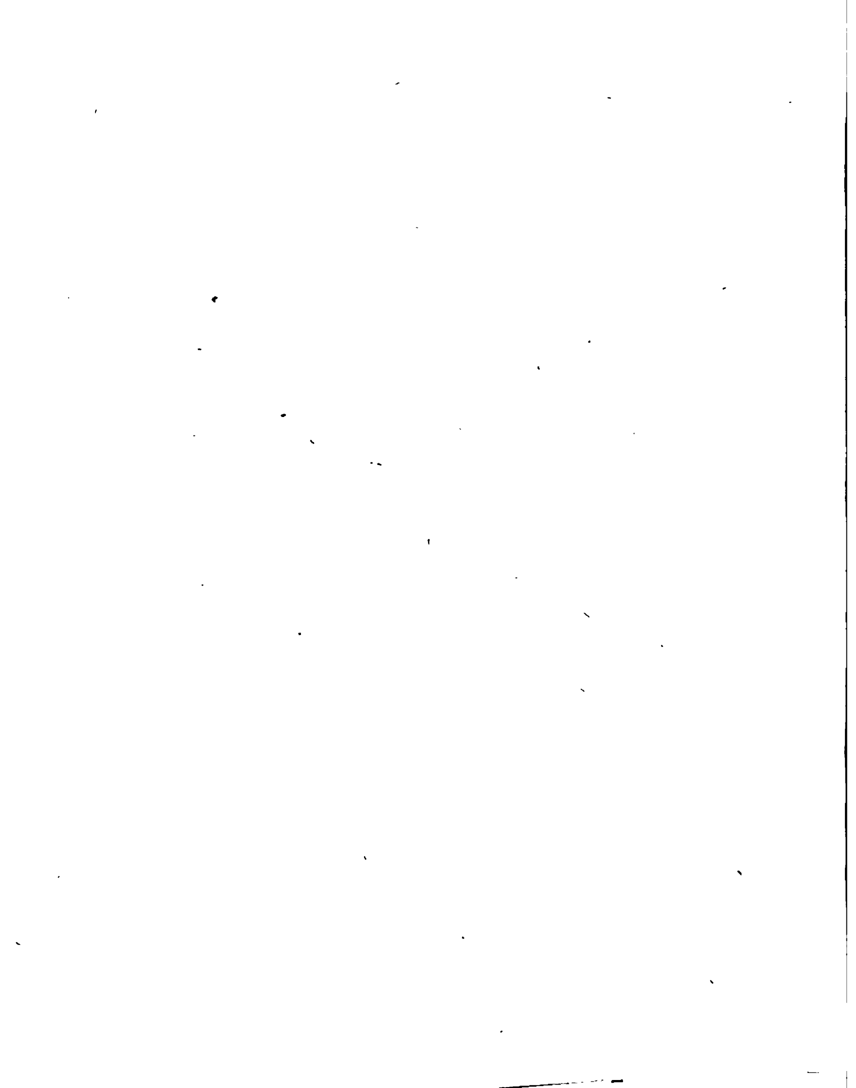
Herr K. Buxtorf-Falkeisen endlich übersetzt uns ein Lobgedicht, das am Ende des sechszehnten Jahrhunderts auf Basel gedichtet und reich an mannigfachen Sittenschilderungen ist.

Indem wir das verwaiste Büchlein jedem Leser, der Interesse an der vaterländischen Geschichte hat, bestens empfehlen, bemerken wir zugleich, daß wir dieses Unternehmen, das wir vor acht Jahren im Verein mit Herrn Professor Streuber gegründet, auch im nächsten Jahre fortführen und bitten Mitarbeiter und Leser, dem Taschenbuch ferner ihre Gunst zu erhalten.

Basel, im Dezember 1857.

Der Verleger.

Inhalt.



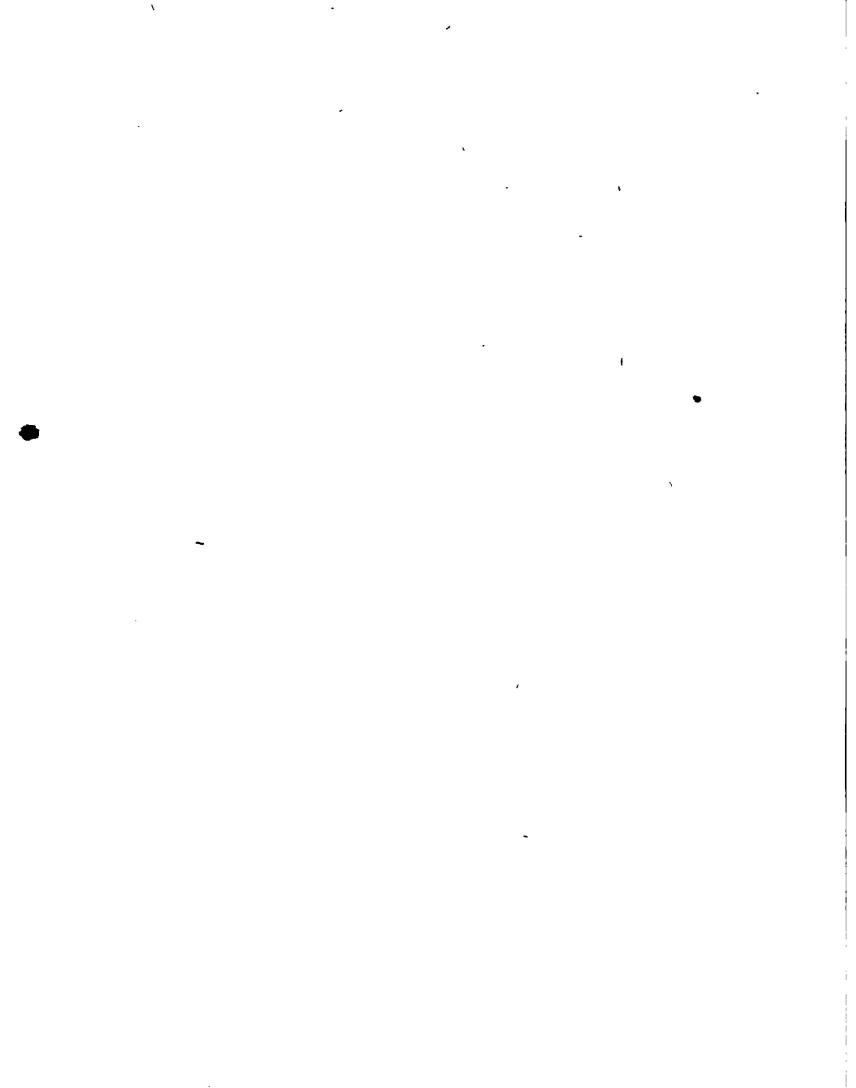
Wilhelm Theodor Streuber.

Geboren am 31. März 1816. Gestorben am 5. Oktober 1857.

Ἐπάμεροι· τί δέ τις; τί δ᾽ οὔ τις; σκιᾶς ὄναρ ἄνθρωπος.

Von

Dr. J. J. Bachofen.



Die Zeit, deren schnellen Verlauf das Erscheinen des neunten Jahrgangs des Basler-Taschenbuches wiederum recht fühlbar macht, hat ihren leisen aber unaufhaltsamen Gang durch ein neues Trauerdenkmal bezeichnet. Der Begründer und Herausgeber dieser vaterländischen Blätter, Doktor W. Th. Streuber, ist dem Kreise seiner Verwandten und Freunde durch den Tod entrissen worden. Verwaist tritt sein Werk in die Oeffentlichkeit. Der seine Muße so gerne dem Andenken und dem Ruhme Verstorbener widmete, ist nun zu ihnen versammelt. Vor Kurzem noch Beobachter und Darsteller der menschlichen Bestrebungen, erscheint Er jetzt selbst als Gegenstand freundlicher Erinnerung und ernster Betrachtung. Wo Er redend aufzutreten gewohnt war, steht sein Bild, von Freundeshand mit einem Kranze frischer Blumen geziert. Was Er war, was Er im Leben erstrebte und was Er litt, soll hier mitgetheilt werden, Ihm selbst zu wohlverdientem Ruhme, Andern zur Belehrung und zum Vorbild.

Wilh. Theod. Streuber wurde am 31. März 1816 zu Burgdorf geboren. Kaum eilfjährig verlor er seine Mutter Maria,

geb Kyburz, deren Gedächtniß Er stets segnete. Für sein folgendes Leben gewann dieses traurige Ereigniß dadurch eine erhöhte Bedeutung, daß es seinen Vater Christian Wilhelm zur Uebersiedelung nach Basel bewog. Seit dem Jahre 1830 gehörte Er unserer Stadt, die Er auch unter später ganz geänderten Verhältnissen nie wieder zu verlassen sich entschließen konnte. Die treue Anhänglichkeit, welche einen Grundzug seines Wesens bildete, bewahrte Er der neuen Heimath durch alle Wechselfälle seines hart geprüften Lebens. Das kleine Hauswesen, dem er angehörte, zählte außer Vater und Sohn als drittes jüngstes Mitglied eine Schwester Cäcilie, die nun, in Bern verheirathet, von Allen allein noch übrig ist. Getrennt von Verwandten und Freunden schlossen sich Vater und Kinder um so inniger und fester an einander an. Der lange ungetrübte Genuß dieses häuslichen Glückes entwickelte in dem Knaben alle jene höhern Tugenden des Herzens, die in der Zutraulichkeit und Gemüthlichkeit des Familienlebens ihre Wurzel haben. Zufriedenheit, Bedürfniß und Genuß der Freundschaft, bereitwillige geräuschlose Dienstfertigkeit, Häuslichkeit, Abneigung gegen alle Zerstreuung, Beständigkeit in jeglichem Thun, Ordnung und strenge Regelung des ganzen Lebens bildeten eine Gesammtheit von Eigenschaften, deren Grund die häusliche Erziehung legte. Dadurch erwarb Er sich schon in der Schulzeit die Zuneigung zahlreicher Freunde. Und Keiner hat so wie Er bis ans Ende seines Lebens sie zu rechtfertigen und zu erhalten gewußt. Das

verdankt Er der vollkommenen Wahrheit seiner Natur, der Abwesenheit jeglichen Scheins. Was das Haus für Herz und Gemüth, das leisteten Basels gelehrte Schulen für die Entwicklung der intellektuellen Anlagen. Unter den Männern, auf welche unsere Universität mit Stolz blicken darf, steht Streuber in der vordersten Linie. Er ist vorzugsweise ihr Werk, ein schönes Zeugniß für die Trefflichkeit und Gediegenheit der Lehrer, zu deren Füßen Er saß. Er hat nie angestanden, es frei und offen auszusprechen, was Er ihnen verdankt. Die breite Grundlage seiner theologischen und philologischen Bildung hat Er hier gelegt, und durch seine im Jahr 1839 von der philosophischen Fakultät gekrönte Preisschrift über Horazens Briefe an die Pisonen wie für seine eigene hohe Befähigung, so auch für die Trefflichkeit der Anstalt, aus der er hervorgieng, fernhin ein glänzendes Zeugniß abgelegt. Was diese erste Arbeit auszeichnet: Gelehrsamkeit, gesundes Urtheil, Klarheit der Darstellung, Einfachheit und Prunklosigkeit der Sprache und die zuverlässigste Genauigkeit bildet auch den Vorzug seiner spätern Schriften. Und in allen erkennt man seine Persönlichkeit wieder. Eine vollständigere Uebereinstimmung des schriftstellerischen und des allgemein menschlichen Charakters, eine vollkommenere Harmonie des gesammten Lebens begegnet nur selten. Er war und blieb stets ein Mensch aus Einem Guß, eine scharf ausgeprägte Individualität, in sich selbst tief begründet, aus innerm Kerne natürlich hervorgewachsen, durch äußere Einflüsse nur

wenig beirrt. Daher folgte auch seine geistige Ausbildung einem steten Gesetz ruhig fortschreitender, nie hastig vorauseilender, aber auch nie unterbrochener Entwicklung.

In diese griff sein Berliner Aufenthalt mächtig fördernd ein. Die Briefe, die aus jenem Zeitraume erhalten sind, zeigen, wie unter dem doppelten Einfluß der Lehre und des persönlichen Umgangs gelehrter und geistreicher Männer die Liebe zur Wissenschaft immer mehr erstarkte, und der Glaube an den eigenen Beruf für dieselbe von Tag zu Tag sich befestigte. An Streuber hat sich von Neuem bewährt, welchen Zauber die Friedrich-Wilhelms Universität auf junge empfängliche und strebsame Geister ausübt. Der Verein so vieler angesehener Gelehrter, die hohe Stellung, welche sie einnehmen, die Bedeutung, die der Wissenschaft im Leben und Staat eingeräumt wird, der Zusammenfluß so vieler Hunderte lernbegieriger Jünglinge aus allen Ländern deutscher Zunge zeigen die Wirksamkeit des Gelehrten in ihrer ganzen Würde und Schönheit. Jedes andere Interesse schwindet, ein einziger Gedanke beherrscht die Seele. Der Flug wird höher genommen, die Bedenken verstummen, der Entschluß die gleiche Bahn zu betreten, steht fest, um so unerschütterlicher, je weniger bewußte Ueberlegung ihn herbeiführte, um so berechtigter, je größer die Nothwendigkeit, mit welcher er aus unserer innern Geistesanlage hervorgeht. In den entscheidenden Augenblicken unsers Lebens handeln wir selten mit freier Selbstbestimmung. Was unser Werk

zu sein scheint, ist in seinem letzten Grunde höhere Leitung. Wir glauben, unsern Beruf zu wählen, und werden in der That von ihm erwählt. Darin hat er seine höhere Berechtigung, darin wurzelt die Freudigkeit, mit der wir ihm dienen, der Segen, welcher sich an seine Ausübung knüpft.

Streuber erkannte in der Pflege der Alterthumswissenschaft den Beruf und die Aufgabe seines Lebens. Der Gedanke, bald selbst als Lehrer auftreten zu können, erfüllte ihn ganz.

Die Vorbereitung auf seine Laufbahn war nun der einzige Gedanke und die Lust seines Daseins. „Die Fächer, schreibt er am 6. Julius 1840 an seinen Vater, in denen ich zu dociren gedenke, und auf die ich hier in Berlin nun mein ganzes Studium verwende, sind classische Philologie und Alterthumskunde, d. h. griechische und lateinische Sprache, so wie überhaupt Alles, was zum Alterthum gehört, Staat, Religion, Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Geschichte der Griechen und Römer." In allen Briefen aus dem Zeitraume des auswärtigen Aufenthalts vom Herbst 1839 bis zum Frühjahr 1841 tritt uns ein Mann entgegen, der aus der Tiefe der eigenen Seele das Ideal hervorruft, das er seinem Leben als unverrückbares und wohlbewußtes Ziel vorsteckt, der nicht weniger die Größe seiner Aufgabe als die Geringfügigkeit seiner Kräfte kennt, und in der Vergleichung Beider den mächtigsten Sporn zu unermüdetem Ringen findet. Streubers gediegene Natur fand in der Einfachheit und Anspruchslosigkeit

seines ganzen Wesens den schönsten Ausdruck. Die Auszeichnung, welche ihm die Trefflichkeit seiner Preisschrift bei Männern, wie Böckh, Bopp, Lachmann bereitete, hat ihn ebenso wenig zur Aufgeblasenheit, der Klippe jenes Alters, verführt, als ihn später der Mangel an Beförderung und vielfache Herabsetzung zu entmuthigen vermochten. An dem doppelten Anker einer auf richtiger Würdigung seiner Kräfte begründeten Selbstschätzung, und eines unbeugbar festen Charakters ruhte das Schiff seines Lebens mitten im Sturme sicher und stolz. Er hat das Banner bis zuletzt muthig aufrecht gehalten, wenn es auch zerfetzt und durchlöchert war.

Wie voll und schön entfaltete es sich damals in seiner Hand. Stolz auf die Hoheit des von ihm gewählten Berufs, durch den Beifall geliebter Lehrer ermuthigt, durch ihren Umgang wie neugeboren, genoß Er zu Berlin, was kein späterer Augenblick je wieder bringt, zu gleicher Zeit die doppelte Wonne befriedigter, genußreicher Gegenwart und stolzer Aussicht auf die Früchte der Zukunft. Wer vermöchte es, den ganzen Reichthum jener Lebensperiode würdig zu schildern! Dem erwachten Geiste des gebildeten, mit Kenntnissen reich ausgestatteten Jünglings eröffnet sich auf dem Felde des Wissens eine Perspektive, die durch ihre unbegrenzte Weite die zauberhafte Anziehungskraft eines lange verschlossenen Wunderlandes gewinnt. Alle Reize der Frische besitzen die Genüsse des Lebens. Die Hauptstadt bietet sie in Ueberfülle, sie warten nur auf unsere Wahl. Stolze Pläne erfüllen die Seele. Die

weitesten Gebiete des Wissens gehören uns. Wie kühn, wie allumfassend beschreibt der 24jährige Jüngling seinem Vater den Kreis derjenigen Fächer, die er sich zum Gegenstand seiner Forschung, seiner mündlichen und schriftlichen Darstellung auswählt. Nichts schien ihm damals unerreichbar. Dem Muthe eines frischen noch ungebeugten Daseins gehört die Welt. Das ist die Natur des jugendlichen Enthusiasmus, daß er seiner Aufgabe keine Grenze kennt, und sich der Universalität gewachsen glaubt. Die Räthlichkeit der Beschränkung lehrt die Erfahrung späterer Zeit, und wem erst das All nicht zu genügen schien, führt zuletzt in unscheinbarer Hütte ein befriedigtes, durch Genügsamkeit genußreiches Dasein. Sollen wir darum den kühnern, raschern, vielleicht unüberlegten Flügelschlag des muthig vorwärtsstrebenden Jünglings tadeln oder bedauern? ihm fehlgeschlagene Hoffnungen, unerfüllt gebliebene Erwartungen zu Schuld geben? Wohl dem, der in dieser Weise sich täuschte, wohl dem, dem Kraft die Adern schwellte, und erhöhtes Bewußtsein die Lebensaufgabe in später unerreichbarer Größe erscheinen ließ. Ein solcher allein hat am Eingang seiner Laufbahn jenes leitende Gestirn erblickt, das er später immer wieder suchen wird, das ihn sicher führt, und erst mit ihm selbst untergeht. Nur das Ideal ermuthigt zu immer erneuten Anstrengungen, und dieses muß uns in der Jugend erscheinen, soll es unvergänglich sein. Die spätern Jahre erschaffen es nicht, aber sie ringen um seine Erfüllung, und richten sich an

ihm stets wieder auf. Die Bildung eines solchen Ideals war der dauernde Gewinn, der unserm Freunde sein Berliner Aufenthalt brachte. Daraus erklärt sich jene Fascination, mit welcher die fremde Stadt ihn ergriff, und von der die ganze litterarische Thätigkeit der folgenden Jahre Zeugniß ablegt. Der Grad, den sie erreicht hatte, schien dem Vater bedenklich und eine Ungerechtigkeit gegen Basel. Die Apologie, welche dadurch veranlaßt wurde, malt uns am besten den damals so gehobenen Seelenzustand des Sohnes, und die würdige Art, in welcher er seinen Lebensberuf auffaßte. „Ihr verwundert Euch, zu lesen", schreibt Er am 6. Julius 1840, „daß mir die Abreise aus Berlin schwer falle. Aus welchem Grunde dieses geschieht, habe ich freilich nicht gesagt, und es blieb daher ein großer Spielraum, um je nach den verschiedenen Vorstellungen diesem Ausdruck ein Motiv unterzulegen. Aber an Annehmlichkeiten habe ich dabei gewiß nicht gedacht, obgleich ich allerdings dazu Grund gehabt hätte, sondern an eine sehr ernste gewichtige Sache, an den Lebenszweck, der mir vorgesteckt ist, an die geistige Vollendung und Vervollkommnung, nach der jeder Mensch nach Kräften auf dieser unvollkommenen Erde streben soll. Es ist eine bekannte Sache, daß Berlin durch den hohen Grad wissenschaftlicher Ausbildung, Gründlichkeit und Pflege der Künste den ersten Rang unter den Städten Deutschlands, ja Europens einnimmt. Ich sehe vor, daß ich diesen Ort, dem ich so unendlich viel verdanke, bald verlassen, daß ich aus dem engen

wissenschaftlichen Verkehr, der überall herrscht, ausscheiden und in meine Vaterstadt zurückkehren werde, in der, bei aller Achtung vor derselben, ein metallner Handelsgeist und ein grober Materialismus sich auf ungebührende Weise über Alles erheben; und in dem bittern Vorgefühl einer wehmüthigen Erinnerung, von der ich ahne, daß sie mir mein ganzes Leben bleiben wird, sage ich, daß mir die Abreise von Berlin schwer falle. Glaubet ja nicht, daß ich unser Basel gering achte; es hat sehr große und mannigfaltige Vorzüge und in der letzten Zeit einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan, indem sich der Einfluß wissenschaftlich gebildeter Männer, die an der Spitze der Verwaltung stehen, überall fühlbar macht. Allein wenn man auch andere Städte und Länder gesehen hat, wenn die Erfahrung gereifter und der Blick umfassender ist, und man fragt sich aufs Gewissen, warum ist es in dem schönen Basel, dem doch alle Mittel zu Gebote stehen, nicht so?, so muß man der Wahrheit die Ehre geben, und den Mangel an durchgreifender Bildung als Ursache bezeichnen. Giebt es doch bei uns leider Leute, die sich zu den Gebildeten zählen, und sie wissen nicht was Philologie ist. Und wenn sie auf den Beruf blicken, dem auch ich angehöre, den erhabensten Beruf, den es giebt, die Arbeit am unsterblichen Menschengeiste und an Menschenseelen, so sehen sie sich höchstens mit mitleidigem Achselzucken zu dem Ausrufe veranlaßt: der arme Mann, er wird es nicht weit bringen! Solche Gedanken schneiden in die Seele, und ver-

anlaßten mich zu dem Ausdruck, in diesem Sinn betrachtet ein wehmüthiger Ausdruck der Dankbarkeit und Liebe, weit entfernt von aller Lieblosigkeit und allem Leichtsinn." Die Abreise aus der ihm so werthen Stadt konnte nicht mehr länger hinausgeschoben werden. Sie erfolgte nach Schluß des Sommersemesters 1840. Ein reicheres, befriedigteres Leben hat unser Freund nie geführt. Verstrich es damals so schnell, so hatte es in Erinnerung und Nachwirkung um so längere Dauer. Es war die Heroenzeit, welche dem später so schwer geprüften Manne durch der Erinnerung Wehmuth so manche düstere Stunde versüßte. Als die Gegenwart erdrückend auf ihm lag, die Zukunft ganz schwarz entgegentrat, da versetzte Er sich oft zurück nach Berlin, durchirrte in Gedanken die weiten Gänge der Universität, ihres schattigen Gartens, der Linden, des Thiergartens, besuchte nochmals die Säle seiner Lehrer, und zehrte an all den Genüssen, die ihm Kunst und Musik, für welche Er stets eine besondere Neigung und Befähigung zeigte, bereitet hatten. Damals bei seiner Abreise war ihm zu Muthe wie Einem, der im Traume flog, und nun im Augenblicke des Erwachens auf den harten Boden der Wirklichkeit zurücksinkt. Es wollte ihm im ganzen übrigen Deutschland Nichts mehr recht behagen. Der verzärtelte, verwöhnte, leckere Gaumen des Berliners war auch ihm nicht fremd geblieben. Erklärt er doch in einem Briefe aus Leipzig den berühmten G. Herrmann „nur um des Gegensatzes willen", also um die unerreichbare Höhe und

Eleganz des Berliner Gelehrtenthums noch mehr ins Licht zu stellen, wie man in solcher Absicht dem Montblanc eine Pyramide zur Seite malt, der Beachtung und vorübergehender Aufmerksamkeit würdig. Doch das Alles dauerte nicht lange. Gesundere Luft brachte gesundern Appetit und Verlangen nach kräftigerer Speise. Mochte das specifische Berlinerthum dem zum ersten Male in die Welt hinausgetretenen Gelehrten als die wahre Verkörperung geistiger Weltanschauung erscheinen: so sah Er doch gar bald in ihm Nichts als die Schwächlichkeit ungesunder Verzärtelung. Jene Richtung, welche die höchsten Gegenstände der Wissenschaft nur in so weit würdigt und zum Gegenstande der Betrachtung macht, als sie Stoff zur Anzweifelung, geistreicher Untersuchung und müssiger Dialektik liefern, der an allen Dingen der Rost besser gefällt als das edle Metall, die nicht die Sache, sondern nur sich selbst sucht, und unter den wärmsten Betheurungen uneigennütziger Aufopferung für die Wissenschaft die starre Eisregion des kältesten Egoismus verbirgt, wie hätte diese auf die Dauer mit Streubers Geistesanlagen sich zu vertragen vermocht? Mit der Vergänglichkeit einer launenhaften Anwandlung zog sie an ihm vorüber.

Was davon zurück blieb, war Eckel und Abscheu. In allen Schriften Streubers zeigt sich ein immer entschiedeneres Ringen nach positiver Objektivität. Er selbst tritt ganz zurück, sucht sich hinter der Sache zu verbergen. Wie verschieden von so Vielen, die

immer erst von sich selber reden, und ihre eigene Person als die Hauptsache unter die günstigste Beleuchtung zu bringen suchen. Jene Kunst, von der — zu Schanden der Menschheit müssen wir es bekennen — der Fortschritt des Lebens, und was wir Carriere nennen, meist mehr abhängt als von Gediegenheit und wahrem Werthe, die Kunst sich voranzustellen, und durch berechnetes Benehmen den Glauben der Unentbehrlichkeit zu erzeugen, war und blieb Streubern zu aller Zeit unbekannt. Darum hat auch der Tod Nichts von seinem Ansehen genommen. Die letzte Stunde, die so vielen falschen Glanz zerstört, so unbarmherzig jede Maske wegreißt, jeden Menschen auf seinen wahren Werth zurückführt: sie hat an Streubers Erscheinung Nichts geändert. Alles an Ihm besteht das Gericht der strengsten Prüfung. Weil Er nie künstlich seinem Maße eine Elle zusetzte, so erscheint Er nun nach dem Tode nicht kleiner als im Leben. Das Bewußtsein geringer Fähigkeit, sich angenehm und bemerkbar zu machen, beängstigte Ihn zuweilen. Er fürchtete, in der Bewerbung um eine äußere Lebensstellung, um Amt und Würde, nicht eben glücklich zu sein, und gewandteren Nebenbuhlern das Feld räumen zu müssen. Gerne beschäftigte er sich mit dem Gedanken, in Basel als Lehrer der klassischen Sprachen und einzelner Theile der Philologie die Mittel zu eigener häuslicher Einrichtung zu finden, und was ihm nie zu Theil geworden ist, hat Ihm doch mit dem täuschenden Gaukelspiel eines Lieblingsgedankens einzelne Perioden seines Le-

bens versüßt. Bei diesem Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung hielt Ihn das ruhigste Gottvertrauen stets aufrecht. In dem Bewußtsein, durch keine unbescheidenen oder übermäßigen Wünsche den Anspruch auf ihre Verwirklichung von vorn herein verwirkt zu haben, sah er gelassen der Zukunft entgegen. „Ich hoffe zu Gott", schreibt er in der letzten Zeit seines Berliner Aufenthalts, „daß auch mir eine Aufgabe werden wird, den Geistesgaben angemessen, welche durch seine Güte mir zu Theil geworden sind, und daß ich ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden möge, bis das Stückwerk verschwindet und das Vollkommene erscheint." Mit dieser festen Zuversicht trat er seine Rückreise an. Aus dem Kandidaten des heil. Predigtamtes war ein Philologe geworden. Derselbe Mann, dessen Stimme das Jahr zuvor Gottes Wort von mehrern Kanzeln verkündet hatte, war nun unwiderruflich der Laufbahn eines Universitäts-Dozenten gewonnen. Anfänglich beabsichtigte längere Aufenthalte zu Leipzig, zu Bonn, zu Heidelberg und bei den Verwandten zu Bacharach, Kirn und in andern Gegenden der Bairischen Rheinlande wurden mehr und mehr abgekürzt. Die Sehnsucht nach der Heimath, natürliche Abneigung gegen Wanderleben, litterarische Plane, der Wunsch seinem frei erwählten Beruf durch Auftreten als Privatdocent einen Schritt näher zu kommen, ließen Ihm keine Ruhe mehr. Dazu gesellte sich ein Ereigniß in seiner Familie, das für die Zukunft aller ihrer Glieder von der größten Bedeutung war. Die Schwester sollte

den kleinen Kreis verlassen, und aus des Vaters Liebe und Obhut in die des Ehemannes übergehen. Der Bruder ermaß den ganzen Verlust, der sowohl Ihm als dem Vater drohte. Aber auf seinen Entscheid räumte er persönlichen Rücksichten keinen Einfluß ein. Da er in Allem höhere Anordnung zu finden gewohnt war, erklärte er grundlose Ausschlagung einer angebotenen Hand geradezu als Sünde. Für den Vater war Ihm bange. Er fürchtete die nun eintretende Vereinsamung. „Bedenkt, Ihr werdet nun mit mir allein sein“, schreibt Er am 6. Oktober 1840, „es wird uns Anfangs sauer ankommen, die Schwester, welche wir um uns zu haben gewohnt waren, zu vermissen, und zwar in bedeutender Entfernung. Doch habt Ihr Euch mit dem Gedanken vertraut gemacht, so dürft Ihr versichert sein, daß sich meine Liebe verdoppeln wird, und wenn es der Himmel will, so kann ich Euch ja auch eine Tochter zuführen, um das Verlorne bestmöglichst zu ersetzen.“ Die Trennung trat ein, aber die Lücke ist nie ausgefüllt worden. Sein liebster Wunsch fand keine Erfüllung. Lange vor seinem Leibe waren alle seine Hoffnungen begraben. Mit welcher Fröhlichkeit schaute Er in die Zukunft. Und was ist Ihm von all dem Ersehnten, woran seine Seele sich festgeklammert hatte, später in Erfüllung gegangen! Wir, die wir nun das vollendete Dasein überblicken, können nicht ohne Wehmuth auf demselben verweilen. Der Tag, der einst so schön angebrochen war, verfinsterte sich immer mehr, bis tiefe Nacht Alles bedeckte. Die

Hitze des Mittags wurde durch keinen frohen Abend belohnt. Der Anfang der körperlichen Leiden zeigte sich bald nach der Rückkehr ins väterliche Haus. Fünfzehn Jahre hat die Krankheit an seinem Leibe gezehrt, jede Anstrengung erschwert, jeden Genuß verbittert. Was der Geist forderte, das versagte der Körper. Von allen Entbehrungen, die ein solcher Zustand auferlegte, war dem Gelehrten keine so drückend, als die, dem Streben seines Geistes Schranken gesetzt zu sehen. Der Muth, mit welchem er den ewigen Kampf kämpfte, ist der größte Ruhm seines Lebens. Mit dem Himmel hat Er nie gerechtet. Keine Klage, kein zweifelndes vorwurfsvolles Warum kam je über seine Lippen. Als wir aber einst in Zell's Ferienschriften den Aufsatz über die Volkslieder der Griechen zusammen lasen, nahm Er das Buch und wiederholte zweimal folgenden Päan:

Hygiea, der Göttinnen erste,
Laß' mich wohnen bei dir,
So lang ich noch lebe.
Bleibe stets mir hold und gnädig;
Denn, wenn je uns Reichthum, wenn Kinder
Lust gewähren oder vielgepriesene
Königsgewalt und die süßen Schmerzen,
Die wir heimlich erjagen in Aphroditens Netzen;
Oder wenn je irgend Freude Gott den Menschen
Gab und Ruhe nach der Arbeit,

Nur wo du bist, selige Hygiea,
Blüht dieß Alles, glänzet der Anmuth Frühling;
Doch ohne dich ist Niemand glücklich.

Was im Alterthum so viele Tausende sangen, das hat Keiner tiefer empfunden als Streuber. War es Zufall, war es düstere Ahnung, die ihn als abgehenden Schüler des Gymnasiums die Veränderlichkeit des menschlichen Glücks zum Gegenstand seiner Promotionsrede wählen ließ? Gewiß ist, daß Niemand dieselbe früher erfuhr, Niemand aber auch sie gelassener zu ertragen wußte.

Gegen ein Glück geben die Götter der Menschheit immer zwei
Uebel: ein thöricht Gemüth
Freilich kann das nicht mit Fassung tragen, doch
Edle: sie kehren die guten Seiten auswärts. [1])

So sehen wir nun den begeisterten Jünger der Wissenschaft, der sich in Berlin so glänzenden Hoffnungen überlassen hatte, in der Stille des väterlichen Hauses nur mit sich selbst und seinen Studien beschäftigt. Seines Lebens Freude lag ganz in ihnen. Hatte er sie stets um ihrer selbst willen geliebt, so erfuhr er erst jetzt in vollem Maße, welchen Werth sie dem Leben zu geben vermögen. Doch war er auch nach außen hin thätig. Durch einen Vortrag über die Eigenthümlichkeit der Römischen Poesie in die Reihe der akademischen Dozenten eingeführt, wiedmete er

---

[1]) Aus Pindars drittem Pythischen Siegesgesang.

mündlichem Unterricht bis zuletzt, einige gezwungene Unterbrechungen abgerechnet, mit Freude und Erfolg einen Theil seiner Zeit und seine besten Kräfte. Die historische und die antiquarische Gesellschaft hatten an ihm ein stets thätiges Mitglied. An anerkennenden Auszeichnungen fehlte es nicht. Die Ernennung zum Mitgliede der Leipziger Gesellschaft für Kirchengeschichte, die ihn im September 1845 überraschte, war ihm um so erfreulicher je unerwarteter sie kam. Im April 1851 folgte die Beförderung zum außerordentlichen Professor der Philologie an der Universität Basel: zu spät allerdings um die ehemals an sie geknüpften Hoffnungen zu erfüllen, doch immer noch ein Lichtstrahl in dem dunkeln Dasein. Durch die Ungunst der Verhältnisse gezwungen, hatte er der ausschließlich akademischen Laufbahn seit Jahren entsagt, und in der publizistischen einen ihm wenig zusagenden Ersatz für dieselbe gesucht. Was nur für den Tag war, konnte ihn nicht befriedigen. Neben der Größe und Herrlichkeit der alten Zeit schien ihm das Schauspiel unseres heutigen zerfahrenen Daseins so gar unerquicklich. Doch kam ihm jetzt zu gut, daß ihn das Glück nie verwöhnt hatte. Neun Jahre (von 1847—1856) hielt Er bei der Redaktion der Basler Zeitung aus, und die Abneigung gegen diese Beschäftigung that seiner Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit nicht den geringsten Abbruch. Sein Wahlspruch war stets das alte *εὖ θεῖναι τὰ παρόντα*. Befriedigung und Genuß suchte Er, wo Er sie immer

gefunden hatte, in dem Studium des Alterthums und der Geschichte. Aus der Bewegung und den Leidenschaften des Tages zog Er sich in die Betrachtung früherer Zeiten zurück, ja im Gegensatz zu jener schlug die Liebe zu dieser stets tiefere Wurzeln. Gegen den auflösenden und zerrüttenden Einfluß der Zeitungslectüre sicherte Ihn die stets erneuerte Beschäftigung mit den großen Schriftstellern der klassischen Zeit. War Er den ersten Theil des Tages mit jener beschäftigt, so fand Er bei diesen allabendlich Stärkung und Erholung. Gleich festbegründeten hoch emporragenden Felsen erschienen sie Ihm in Mitten der immer neu auftauchenden, ewig sich selbst begrabenden Meereswogen der werthlosen Tageslitteratur. Was Andern Verderben bringt, gereichte Ihm zum Heile. Er nahm zu an Ernst und Tiefe der Auffassung. Als Ihm bei wachsender Krankheit die Wirren des Tages immer kleinlicher erschienen, und Er alle Dinge nur noch mit dem Maßstabe der Ewigkeit maß, die Er selbst so nahe herangerückt sah, stand die alte Zeit in erhöhter Majestät vor seiner Seele, und Er fand an den ewigen Gedanken, die in ihren Werken niedergelegt sind, zwiefachen Genuß. Die vollendetste seiner zahlreichen Schriften gehört der letzten Lebensperiode, und ist nur wenige Wochen vor seiner Auflösung ins Publikum gelangt. Die Hoffnung auf Erhaltung seines Namens knüpfte Er vornehmlich an sie. Des jüngern Plinius Worte, deren Er sich als Motto bedient, haben in seinem Munde erneute Wahrheit. **Sed tanto**

magis hoc, quicquid est, temporis futilis et caduci, si non datur factis (nam horum materia in aliena manu) certe studiis proferamus, et quatenus nobis negatur diu vivere, relinquamus aliquid, quo nos vixisse testemur. Plin. Ep. 3, 7. Die Abhandlung über den Zinsfuß bei den Römern wird, wie die Preisschrift über Horazens Briefe an die Pisonen gelesen werden, so lange die Alterthumswissenschaft Theilnahme erregt. Gleich zwei Grenzsäulen bezeichnen diese beiden Schriften den Beginn und das Ende seiner schriftstellerischen Laufbahn. Wie verschieden waren die Gefühle, mit denen Er sie schrieb und in die Welt entließ! Dort zieht Er die Rüstung an, seinen Kräften vertrauend, frisch und lebensmuthig hinausschauend, hier legt Er ermüdet sie nieder. im Gefühl der vollendeten Laufbahn ausruhend und stille in sich gekehrt. Er fühlte, daß für Ihn die Zeit gekommen, da Niemand mehr wirken kann. Aber das Bewußtsein eines wohlverbrachten Lebens hielt Ihn aufrecht. Die Menge und Mannigfaltigkeit seiner Schriften beweißt, was Ordnung und Beharrlichkeit selbst bei kränklichem Leibe vermag. und wie wenig die oft gehörten Klagen über unzureichende Lebensdauer begründet sind. Fleiß und die gewissenhafteste Benützung der Zeit, diese reiche Quelle von Tugenden, dem Gelehrten aber eine besondere Zier, und auch dem größten Geiste unerläßliche Bedingung des Fortschritts, ruhte bei dem Verstorbenen auf dem doppelten Grundpfeiler natürlicher Anlage und

früher Gewöhnung. Weder Vergnügungen noch selbst dem Schlafe gestattete Er, das Beste als Zoll vorweg zu nehmen. Dieser Stetigkeit besonders verdankte Er jenen Charakter vollkommener Regelmäßigkeit, der in Ihm verkörpert schien. Sein sittlicher Ernst, der bei glücklichen Geistesanlagen doppelt werthvoll ist, ruhte vorzüglich auf jener Grundlage. Seinen Lehrern hat Er sich eben dadurch schon als Knabe empfohlen. Als fleißiger und begabter Schüler wußte Er sie für sich zu gewinnen

Was der verdiente Gymnasial-Rektor LaRoche an dem Verstorbenen rühmte, das hatte Ihm schon früher die Liebe des vortrefflichen Lehrers an der Burgdorfer Stadtschule, des im Jahre 1857 als Dekan in Bleienbach verstorbenen Funk, erworben. Wenige haben die ersten Prämien so sehr verdient wie Streuber, dem sie in keinem Stadium seiner Laufbahn entgiengen. Wie der Knabe so der Mann.

Von dem Zeitpunkt seiner Rückkehr nach Basel bis zu dem seines Todes ist jedes Jahr durch eine litterarische Produktion bezeichnet. Streuber gehört zu den fruchtbarsten Schriftstellern unserer Stadt. Erscheint diese Arbeitskraft in leidendem Körper wahrhaft überraschend, so ist es die Vielseitigkeit seiner litterarischen Thätigkeit noch in höherm Grade. Die der Oeffentlichkeit übergebenen Schriften gehören den verschiedensten Zweigen des menschlichen Wissens an, und befolgen doch stets den weisen Grundsatz, daß das sicherste Mittel, die Grenzen unserer Kenntnisse An-

dern zu verbergen, darin liegt, sie niemals zu überschreiten. Neben dem Alterthum tritt die vaterländische Geschichte als Hauptgegenstand der Forschung auf. Die durch die Jugendlichkeit, Kraft und Regsamkeit der Geister so ausgezeichnete Reformationszeit zog Streubern in besonderm Grade an. Die Vereinigung philologischer und theologischer Bildung, welcher die Heroen des XVI. Jahrhunderts ihre wissenschaftliche Größe verdanken, fand Er in sich selbst wieder. Gleichartigkeit öffnete ihm das Verständniß. Jene beschränkte Ansicht, welche in den klassischen Studien eine Beeinträchtigung des Christenthums erblickt, und von dem Mönchsglauben mehr erwartet als von erleuchteter Freiheit des Geistes, wies er schon im Jahr 1839 in seinem Curiculum philosophicum et theologicum mit Entschiedenheit zurück. Ihm war bewußt, was so viele vergessen, daß auf dem Gebiete des geistigen Lebens nur das Werth und Bestand hat, was im Kampfe erworben wird. Das Prinzip, auf welchem die Reformation ruht, war auch das seines eigenen Lebens. Einer Familie entsproßen, deren Ahn Carl Christian bei der Hugenotten-Verfolgung des Jahres 1686 den heimathlichen Heerd freudig seiner Ueberzeugung geopfert hatte, deren Glieder auch seither beinahe ohne Ausnahme dem geistlichen Stande angehörten, betrachtete Er die Reformation und ihre Träger als ein Ihm vorzugsweise zugewiesenes Gebiet.

Wenn Er in den Biographien eines S. Grynäus (Taschen-

buch, 1853, **Epistolae, Basileae** 1847), eines Celio Secondo Curioni und seiner durch Kenntnisse, Liebenswürdigkeit und Unglück gleich ausgezeichneten Tochter Angela (Taschenbuch 1853), durch Mittheilungen über Oecolampad, Zwingli und Myconius (Litterarische Beilage zum Intelligenz-Blatt der Stadt Basel, 1853), endlich durch eine handschriftlich hinterlassene gründliche und umfassende Darstellung des Berners Wolfgang Musculus, den Sinn für die Größe und den Eifer jener Zeit wieder zu beleben suchte, so war es ihm dabei auch namentlich um die Verherrlichung der Universität zu thun, in welcher Er eben jene Vereinigung klassischer und theologischer Bildung, das Palladium der Reformation, verwirklicht sah. Was Oecolampad im Jahre 1529 an Simon Grynäus schrieb, enthält so sehr den Ausdruck der eigenen Gesinnung unseres Freundes, daß der Brief hier seine Stelle finden muß. „Die Hochschule, die bisher vernachläßigt worden, wird nicht allein erneut, sondern wir gedenken, sie noch zu veredeln; denn unser Streben ist, Wissenschaft mit Frömmigkeit zu pflanzen. Darum rufen und ziehen wir edle und gelehrte Männer hieher, so viele wir zu nähren vermögen, und scheuen gerechte Kosten gar nicht. Dieweil wir nun deine unangenehme Lage in Heidelberg kennen, so wie auch dein dem reinen Glauben zugethanes Herz, so geben wir der Hoffnung Raum, auch dich hieher zu ziehen, und dir den Lehrstuhl der griechischen Sprache zu übertragen. Wir wollen hiefür beim Rath einen an-

sehnlichen Gehalt auswirken, denn ich habe die beste Zuversicht von seinem Wohlwollen. Der Oberstzunftmeister (Jakob Meyer), der erste Magistrat unserer Stadt, der vor einem Jahre als Gesandter bei euerm Fürsten war, ist durch die Freundlichkeit deiner Sprache, die Anmuth deines ganzen Wesens und den guten Ruf deines Namens so sehr für dich eingenommen worden, daß er alles für dich thun wird. Er liebt und schätzt dich, und wünscht dich hier zu haben. In Wahrheit, du wirst so viel Wünschenswerthes hier finden. Der Himmel ist gesund, die Stadt angenehm, das Volk jetzt durch Christum friedliebender, und der Einfalt beflissener geworden. Zu schneller Handleistung stehet die schöne Zahl der Buchdrucker bereit. Bedenke der Stadt Berühmtheit! So bin ich ganz außer Zweifel, daß du bei treuem Fleiße bald eine Schaar edler Jünglinge wirst um dich versammelt haben, aus denen dir nicht wenig Gewinn zufließt. Das hatte Basel von jeher, daß es eine den Gelehrten gewogene Stadt war. Was glaubst du wohl, hält einen Erasmus hier fest? Doch wozu der vielen Worte? Bist du gewillt, Heidelberg zu verlassen und hieher zu kommen, so setze es gleich möglichst ins Werk. Wir harren in Ungeduld deiner Antwort. Basel, 31. März 1529." — Die Wissenschaft mit Frömmigkeit vereint, das war es, was Streuber in dem Leben jener Reformatoren so hoch schätzte, und auch dem seinen zu Grunde legte. Die Kenntnisse hatten in seinen Augen keinen selbstständigen Werth. Sie blieben ihm auch kein äußerliches

stellungen seinen Zeitgenossen Genuß und Belehrung zu bringen. Seine Beschreibung und Geschichte der Stadt Basel (1854), herausgegeben durch die Xylographische Anstalt von Lips und Spalinger, nimmt in der Reihe ähnlicher Schilderungen schweizerischer Städte eine hervorragende Stelle ein. Vieljähriger Besuch der Ufer des Genfersees setzte Ihn in den Stand, auch diesen Ihm so liebgewordenen Theil der Schweiz Fremden und Einheimischen durch gelungene Darstellungen nach verschiedenen Seiten hin näher zu legen. „Die Gegend am östlichen Ufer des Genfersees" (Taschenbuch 1853) wird den Antiquaren und Geschichtsfreund, wie die anonym erschienene Schrift „Der Aufenthalt am Genfersee, besonders in Montreux und Umgegend, mit Berücksichtigung der Traubenkur" (Basel 1856) den Touristen und Kranken als zuverlässiger und belehrender Leitfaden lange auf seinen Wanderungen begleiten. Beide rechtfertigen Homer's Wort, ein wackerer Bote bringe jegliches Ding zu höchsten Ehren. Den Genuß, den Er selbst an Kunstwerken fand, suchte Er andern durch Mittheilung seiner eigenen Gedanken zu verschönern. Die schweizerischen Kunstausstellungen der Jahre 1842 und 1844 boten ihm dazu erwünschte Gelegenheit. Die ausführliche Besprechung, die er ihnen in besondern anonym erschienenen Schriften widmete, geht weniger auf das Technische der Ausführung, als auf die Idee und die Frage, in wie weit der Künstler dem Vorwurf seines Geistes nachzukommen wußte. Diese

des gelehrten Deutschlands zu empfehlen wußte. Manches Aehnliche war schon vorbereitet Mit der Uebung wuchsen Kraft und Muth.

Erasmus und eine allgemeine Gelehrtengeschichte Basels behielt er sich zur Feier des vierten Säcularfestes der Hochschule vor. Wie wir nun durch den Tod um diese Hoffnung ärmer sind, so sehen wir auch seine Beschreibung der berühmtesten Handschriften der öffentlichen Bibliothek zu Basel leider unvollendet. Die drei im Serapeum des Dr. Robert Naumann veröffentlichten Artikel (1856, 9, 11, 12) zeigen, wie viel wir von dem Verfasser der Basler Druckergeschichte (in den Beiträgen zur vaterl. Geschichte, herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. Bd. III. 1846) auf diesem Felde zu erwarten hatten. Auf dem des Alterthums stand eine Arbeit über Juba, den mauritanischen Königssohn, dem die römische Gefangenschaft zur Grundlage bleibenden Ruhmes geworden ist, über seine geographischen und geschichtlichen Werke, deren Bedeutung nach Sevin in den Mémoires de l'Academie T. 4 p. 467 f. neuerlich wiederum von Gerlach, in den Geschichtschreibern Roms S. 166 hervorgehoben worden ist, in nicht zu entfernter Aussicht. Zu einem größern Werke über die Epistolographie, besonders die römische, war schon manches Material zusammengebracht. Wie Er in diesen Schriften und Plänen vorhandene Lücken auszufüllen bemüht war, so lag ihm sehr an, durch leichtere populäre Dar-

Mehr als eine der Streuberischen Schriften hat in Ereignissen der Zeitgeschichte ihre erste Veranlassung. Führte Ihn die Berufung der Jesuiten und der sogenannte Sonderbund zu der Betrachtung der Borromäischen Bestrebungen, die Agitation um das Sonntagstheater zu der historischen Darstellung desselben, scheint selbst die Schrift über den Zinsfuß der Römer mit der steigenden Bedeutung solcher ökonomischer Fragen für die Verhältnisse der Gegenwart im Zusammenhang zu stehen: so regte das Unglück, das im russisch-türkischen Kriege Sinope und die türkische Flotte betraf, den Gedanken an, jene altberühmte Pontische Handelsstadt, die einst so glänzende Milesische Kolonie, zum Mittelpunkt einer ausführlichen historischen Monographie zu machen, und dem Interesse der Gegenwart das ernstere der Vergangenheit an die Seite zu stellen. Derselbe Geist übertrug sich in seine publizistischen Aufsätze, denen die Spalten der Allgemeinen Augsburger Zeitung stets offen standen. Das Gediegenste dieser Art wurde den seither eingegangenen Monatsblättern einverleibt. In der Beurtheilung der Tagesfragen zeigte Er jenen sichern und festen Blick, den allein das Studium der Vergangenheit zu geben vermag. Er gehörte im vollsten Sinne der historischen Schule, welcher das einst den Megarern ertheilte Orakel, in allen Staatsfragen vor Allem mit den Todten zu Rathe zu gehen, als oberster Grundsatz politischer Weisheit erscheint. Er meinte, das Stimmenmehr habe nur dann Wahrheit und Berechtigung, wenn die Väter

dabei mitzählten. Was ist die Handvoll Lebender gegenüber den Milliarden der Verstorbenen! Er liebte die Freiheit zu sehr, um an ihrem Missbrauche Freude zu haben. Das Kennzeichen des wahren Patriotismus war Ihm stille Wirksamkeit im nächsten Kreise. Die Erfahrung des Alters galt ihm als das Größte, wie Er auch an dem Umgang bejahrter Männer seinen höchsten Genuß fand. Beim Tode seines Vaters bedauerte Er vor Allem, aus dem reichen Schatze seiner praktischen Lebensweisheit ferner nicht mehr schöpfen zu können. Sein Glaube an eine höhere Ordnung der Dinge erkannte in der moralischen Welt die gleiche Gesetzmäßigkeit, welcher die physische unterliegt. Einst warf Er die Frage auf, wie sich Christi Wort, jede Obrigkeit stamme von Gott, mit den Erscheinungen und der Auffassung unserer Zeit vereinigen lasse? Die Lösung, die Er gab, kennzeichnet seinen politischen Standpunkt am Besten. In unserer Demokratie, meinte Er, habe jener Ausspruch doppelte Wahrheit. Gehe auch die Berufung vom Volke aus, so sei doch das Amt selbst Christi, die Obrigkeit eine göttliche Einrichtung. Freilich, fügte Er lächelnd hinzu, zeigen nur noch wenig Magistrate die ganze Kraft, die sie aus dieser Ueberzeugung schöpfen könnten. Dem neuesten Zustande der Dinge gegenüber verließ Er nie die Rolle eines bloßen Beobachters. Als solcher veröffentlichte Er in den Basler Mittheilungen vom December 1847 Nr. 50 f. eine Charakteristik des eidgenössischen Feldzugs gegen Freiburg und Luzern, vornehm-

lich nach radikalen Berichten, in welcher er, getreu dem Motto *Facta loquuntur*, nur die Thatsachen und Augenzeugen, nie sich selbst reden ließ. Die spätere Geschichtschreibung wird hier auf wenigen Bogen viel zuverlässiges Material, das ihr sonst verloren wäre, gesammelt finden. Die Stärkung des nationalen Bewußtseins erwartete Er viel weniger von Einrichtungen als von der Gesinnung, wie Ihm denn die ganze Geschichte der letzten dreißig Jahre die verhältnißmäßig geringe Bedeutung äußerer Formen, dagegen den hohen Werth der Persönlichkeit und individuellen Tüchtigkeit zu erweisen schien. Wodurch die Schweiz gegründet worden, **moribus virisque**, dadurch wollte Er sie auch erhalten sehen.

Wie auf dem Gebiete der Politik, so gefiel Ihm auch auf dem Felde der Wissenschaft der historische Standpunkt am besten. Von Reflexionen hielt Er sich geflissentlich ferne. Er meinte, die Geschichte lehre durch sich selbst. Als höchster Preis des Historikers galt Ihm die unbefangene Darstellung der Thatsachen und Ereignisse, als Entstellung jegliche Tendenz, als unerträgliche Anmaßung die sogenannte geistreiche Betrachtungsweise, die mehr mit der werthlosen Subjektivität des Schriftstellers als mit der Sache in Berührung setze. Alle seine historischen Arbeiten, so verschieden auch ihr Gegenstand sein mag, sind diesem Grundsatze treu geblieben. Darin liegt ihr bleibender Werth. In allen sieht sich der Leser von der ersten Seite an der Sache gegenübergestellt.

Nirgends tritt der Autor störend in die Mitte Nie wankt ihm der Boden unter den Füßen. Gleich einem vorsichtigen Schiffer steuert Er dem Ufer entlang, behält immer das feste Land im Auge, und wagt sich nur selten hinaus auf die offene weite See. So ist es ihm zwar nicht gelungen, neue Kontinente zu entdecken, aber die Kenntniß der alten hat Er durch Fixirung einer beträchtlichen Anzahl von Höhepunkten erweitert und befestigt. Mit Vermuthungen gab Er sich nicht ab. Hypothesen hielt Er von sich ferne und bekämpfte sie, wo sie mit Ueberhebung hervortraten; denn der Irrthum galt ihm für viel gefährlicher als die Leidenschaft. Diese stirbt ab, jener schlägt mit der Zeit immer tiefere Wurzeln. Mehr als eine Fiction, und gerade aus der Zahl der beliebtesten, hat Er in ihr Nichts zurückgeführt. Durch dieses Verdienst zeichnet sich seine Schrift *de inscriptionibus, quae ad versum Saturnium referuntur*, Turici 1845, an welche sich sein Vortrag über die älteste Poesie der Römer (Verhandlungen der zehnten Philologen-Versammlung zu Basel 1847, S. 107 f.) anschließt, so wie die frühere „Ueber die Chronologie der Horazischen Dichtungen“, Basel 1843, besonders aus. Verkleinerung großer Männer trat er schon früh entgegen. Solchen Ueberhebungen aufgeblasener Ohnmacht galt seine Promotionsrede *de Ciceronis detrectatoribus*. Er wollte lieber wahr als glänzend erscheinen. Flittergold täuschte Ihn nicht. Durch Bescheidenheit gelangte Er zur Gelehrsamkeit. Eben so wenig der in Selbst-

lich nach radikalen Berich[illegible]
Motto *Facta loquuntur*, nur
nie sich selbst reden ließ. Die [illegible]
auf wenigen Bogen viel zuverlä[illegible]
loren wäre, gesammelt finden.
wußtseins erwartete Er viel we[illegible]
der Gesinnung, wie Ihm den
dreißig Jahre die verhältnißmä[illegible]
men, dagegen den hohen Wert[illegible]
Tüchtigkeit zu erweisen schien.
worden, moribus virisque,
sehen.

Wie auf dem Gebiete [illegible]
dem Felde der Wissenschaft [illegible]
Von Reflexionen hielt Er [illegible]
Geschichte lehre durch sich sel[illegible]
kers galt Ihm die unbefang[illegible]
Ereignisse, als Entstellung [illegible]
makung die sogenannte geist[illegible]
der werthlosen Subjektivität [illegible]
in Berührung setze. Alle sein[illegible]
auch ihr Gegenstand sein [illegible]
hinderen. Darin liegt ihr [illegible]
der [illegible] von der ersten [illegible]

...gnet, dem Gelehrten bei seiner Arbeit die Freudigkeit,
...r Mühe allen Trost zu rauben, läge nicht in der Ver-
...mmung des eigenen Geistes das höchste, alle andern [illegible]
... Ziel. Hier allein ist der Egoismus gerechtfertigt, und
...ine hohe Tugend. Streuber fand die erste Aufgabe des
...n in seiner eigenen Vervollkommnung. Nemo alii nas-
... sibi moriturus (Tertullian.) Die [illegible] Schrift
... darin ihren Hauptwerth, daß sie die menschlichen Kennt-
...reichert, und Andern eine Fülle von Belehrung darbietet
...deutung liegt in ihrer Existenz, in dem Zeugniß, das sie
...dem Streben und der Macht des menschlichen Geistes ab-
...in dem Glauben an das unsichtbare Reich der Ideen, aus
...sie hervorgegangen ist, und den sie befestigt. Keine [illegible]
... kein äußerer Zweck trieb unsern verewigten Freund zu [illegible]
...licher Thätigkeit: Er folgte dem Geiste [illegible]
...te des Geistes, der Ihn belebte; Er hat [illegible]
...ermüdet forschte, die ihm gewordene [illegible]
... Beifall um so sicherer geerntet, je [illegible]
... dem Bewußtsein erfüllter Pflicht [illegible]
...seins fand Er die bewunderungs[illegible]
...e beneidenswerthe Gabe des [illegible]
...nd sie doch die Frucht [illegible]
...rbeit war. Auf steilem [illegible]
Pindar in der neunten [illegible]

...n sintemal
durch einen
...e in Adam
...bt werden.
...hristus, so-
...lsdann das
...t, wenn Er
...haben wird.
...e gelegt hat
...t der Tod.
...salm 8, 7.)
...st offenbar,
...Alles unter-
...st, alsdann
...elcher Ihm
...Diese Worte
...lbsterlebten
...ohe Zuver-
...n, der Ihn
...hatte, und
... hieng an
...mich reich-
...ußerte Er
...mal wäh-

überhebung begründeten Hyperkritik unserer Tage gewogen, als anderseits geneigt, den festen Grund der Tradition den Luftgebilden phantasiereicher Gelehrter aufzuopfern, wußte Er jeder seiner Schriften eine Reihe, wenn auch vereinzelter, doch stets vollkommen gesicherter Resultate als Empfehlung in die Welt mitzugeben. Haben mächtigere Geister ihren Weg gar oft durch Trümmer bezeichnet, und den Nachfolgern Nichts als die Mühe, den Schutt wieder wegzuräumen, hinterlassen, so hat Er dagegen aufgebaut, zwar keine prächtigen Paläste, doch Wohnungen, in denen man gerne ausruht. Größere Schöpfungen würden spätere Tage unfehlbar gebracht haben. Der ruhige stete Fortschritt, der sich in den vorhandenen offenbart, ließ einen Grad ungewöhnlicher Reife und Durchbildung voraussehen. An dem Baume seines Geistes hiengen neben reifen Früchten andere in der Entwicklung begriffene, und zu gleicher Zeit setzten immer frische Blüthen sich an. Manche derselben sind nun mit dem Stamme verwelkt. Und doch ist die Arbeit keine vergebliche gewesen. Jedes geistige Streben trägt seinen Gewinn und seinen schönsten Lohn in sich. Die schriftstellerische Thätigkeit findet ihre Rechtfertigung und ihre Bedeutung nicht allein, und gar nicht hauptsächlich, in der Wirkung, die sie nach außen hervorbringt; sie ist ein nothwendiges Mittel eigener Vervollkommnung, und durch nichts zu ersetzen. Die Vergänglichkeit litterarischer Schöpfungen, das kurze Gedächtniß, das auch den bedeutendsten unter ihnen beschieden ist, wären

wohl geeignet, dem Gelehrten bei seiner Arbeit die Freudigkeit, bei seiner Mühe allen Trost zu rauben, läge nicht in der Vervollkommnung des eigenen Geistes das höchste, alle andern überragende Ziel. Hier allein ist der Egoismus gerechtfertigt, und sogar eine hohe Tugend. Streuber fand die erste Aufgabe des Menschen in seiner eigenen Vervollkommnung. **Nemo alii nascitur, sibi moriturus (Tertullian.)** Die vollendetste Schrift hat nicht darin ihren Hauptwerth, daß sie die menschlichen Kenntnisse bereichert, und Andern eine Fülle von Belehrung darbietet Ihre Bedeutung liegt in ihrer Existenz, in dem Zeugniß, das sie von dem Streben und der Macht des menschlichen Geistes ablegt, in dem Glauben an das unsichtbare Reich der Idee, aus dem sie hervorgegangen ist, und den sie befestigt. Keine Eitelkeit und kein äußerer Zweck trieb unsern verewigten Freund zu schriftstellerischer Thätigkeit: Er folgte dem Gesetz seines Wesens, dem Gebote des Geistes, der Ihn belebte; Er hat, indem Er schrieb und unermüdet forschte, die ihm gewordene Lebensaufgabe gelöst, und den Beifall um so sicherer geerntet, je weniger Er darnach haschte. In dem Bewußtsein erfüllter Pflicht und eines wohl verbrachten Daseins fand Er die bewunderungswürdige Ruhe, die Andern als eine beneidenswerthe Gabe des Himmels erscheinen mochte, während sie doch die Frucht und Belohnung seiner redlichen Lebensarbeit war. Auf steilem Berge thront jegliche Vollendung, wie Pindar in der neunten olympischen Ode sich ausdrückt. Streuber

konnte Alles verlieren, weil Er in sich selbst Alles besaß. Mit dem Vater sank ihm die Hauptstütze seines Lebens ins Grab. Wo Er im Kreise einer kleinen, aber innig verbundenen Familie die reine Freude eines durch Liebe verschönerten Daseins genossen hatte, trug Er nun, einsam und verlassen, den doppelten Schmerz wehmüthiger Erinnerung und hilfloser Gegenwart. Wie zu einem fröhlichen Feste hatte Er sich einst auf das Leben gerüstet, und kaum sah er den Reigen beginnen, so erlosch schon die letzte Lampe, verhallte der letzte Ton.

Der Menschen
Wünsche gleiten oft empor und
Oefter hinab, und die eitlen
Luftgebäude stürzen hin. [1])

Auf dem Todbette lag die Leiche seines Vaters. Der Sohn setzte sich neben sie hin, und las das XV. Kapitel des ersten Briefes an die Korinther. „Wenn die Todten nicht auferweckt werden, so ist auch Christus nicht auferweckt worden; wenn aber Christus nicht auferwecket worden, so ist euer Glaube eitel; noch seid ihr in euern Sünden: demnach sind auch die, so in Christo entschlafen sind, verloren. Wenn wir nur solche sind, die in diesem Leben auf Christum ihre Hoffnung haben, so sind wir elender als alle Menschen. Nun aber ist Christus auferwecket worden

[1]) Pindar in der eilften Olympischen Ode.

von den Todten, als Erstling der Entschlafenen, denn sintemal durch einen Menschen der Tod gekommen ist, so auch durch einen Menschen die Auferstehung der Todten. Denn gleich wie in Adam Alle sterben, also werden auch in Christo alle belebt werden. Ein jeglicher aber in seiner Ordnung: als Erstling Christus, sodann die, so Christo angehören, bei seiner Zukunft; alsdann das Ende, wenn Er das Reich Gottes dem Vater übergiebt, wenn Er alle Herrschaft und alle Macht und Gewalt vernichtet haben wird. Denn Er muß herrschen, bis daß Er alle seine Feinde gelegt hat unter seine Füße. Als letzter Feind wird vernichtet der Tod. Denn Alles hat Er unterworfen unter seine Füße. (Psalm 8, 7.) Wenn Er aber sagt, daß Alles unterworfen sei, so ist offenbar, daß Alles unterworfen ist, außer Dem, welcher Ihm Alles unterworfen hat. Wenn Ihm aber Alles unterworfen ist, alsdann wird sich selbst auch der Sohn unterwerfen dem, welcher Ihm Alles unterworfen, auf daß Gott sei Alles in Allen." Diese Worte hatten dem trauernden Sohne fortan die Kraft einer selbsterlebten Ueberzeugung. Sein Schmerz verwandelte sich in frohe Zuversicht. „Ich war traurig", sagte Er zu dem Geistlichen, der Ihn einst in die Wahrheiten des Evangeliums eingeführt hatte, und später die Leiche zur Ruhe geleitete, „denn meine Seele hieng an des Vaters Seele; aber die Worte des Apostels haben mich reichlich getröstet und gestärkt." Gegen seine Schwester äußerte Er wenige Monate vor dem Tode: „in frühern Jahren, zumal wäh-

rend meiner Studienzeit, hat mein Glaube Schiffbruch gelitten; nun aber kann ich sagen, ich weiß an Wen ich glaube." Damit hatte Er die Stufe der Vollendung erstiegen. Der Sohn, der sich Alles unterwirft, zuletzt sich selbst, herrschte ganz in Ihm. Das Stückwerk des Wissens fand in dem Glauben seine Vollendung. Die schönste Frucht der Gelehrsamkeit, die Erkenntniß Gottes, ist Ihm zu Theil gewarden.

Dieser Mann, so ernst in seinem Streben, so würdig in seinem ganzen Leben, durch körperliche Leiden so hart geprüft, so ruhig gefaßt im Angesichte des Todes, war doch im Umgange stets heiter, durch sein Loqs nicht verbittert, von zufriedenem Gemüth, jeder Unterhaltung zugänglich, jedes geselligen Umgangs froh, für jeden Genuß dankbar. Er sprach wenig, von sich selbst niemals. Kein Tadel, kein unfreundliches Wort kam über seine Lippen. Sein Ausdruck war einfach, sein Auftreten bescheiden, sein Benehmen stille. In seinem Anzug zeigte Er die genaueste Richtigkeit ohne Prunk, in allen Genüssen das größte Maaß ohne Aengstlichkeit. Sein Körper war hager, seine Gestalt klein, sein Gang langsam besonders bei zunehmendem Leiden, das Gesicht fein und von Farbe blaß, der Ausdruck leidend. Wie sich selbst, so wußte Er auch seine Krankheit zu beherrschen. Sein Antlitz zeigte den Gleichmuth seiner Seele, sein Auge bis zuletzt ruhige Klarheit des Geistes. Er entschlief, wie Er gelebt hatte, gelassen und ergeben. Sein Tod war kein Unterliegen, sondern ein Sieg.

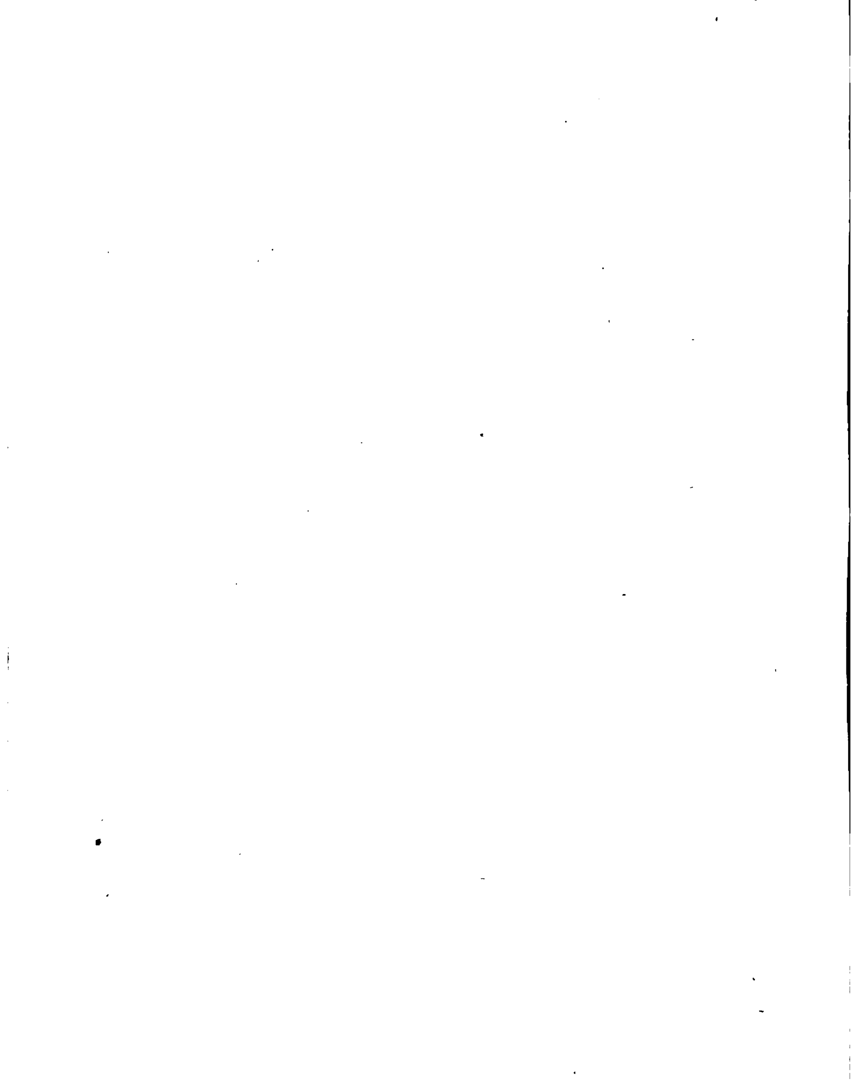
Die katholische Reaktion

des

16. und 17. Jahrhunderts im Bisthum Basel.

Vom

Herausgeber.



Erstes Kapitel.

Jakob Christoph Blarer von Wartensee. Verhältniß des Bischofs zur Stadt Basel. Verhältniß der Stadt zu den sie umgebenden dem Bischof unterthänigen Landestheilen. Verträge mit den Bischöfen Philipp von Gundelsheim (1547) und Melchior von Lichtenfels (1559). Katholische Reformthätigkeit im Bezirk Birseck. Bündniß des Bischofs mit den VII katholischen Orten der Eidgenossenschaft (1580). Zuschrift des Cardinals Borromeo. Zusammenberufung einer Synode nach Delsberg (1581). Beschlüsse derselben.

Die Wahrnehmung, die wir im Großen und Allgemeinen machen, daß die katholische Reaktion durch eine Menge bedeutender Persönlichkeiten, welche den Protestanten jetzt in eben dem Grade mangelten, als sie beim Beginn der Reformation ihren Gegnern daran überlegen gewesen waren, besonders einflußreich wurde, finden wir im Kleinen auch in den Verhältnissen des Bisthums Basel bestätigt. Der Mann, der uns hier als ein eifriger Gegner des Protestantismus und als ein ebenso eifriger Beförderer und Pfleger des in der katholischen Kirche neu erwachten Geistes

entgegentritt, ist der Bischof Jakob Christoph Blarer von Wartensee.[1]) Geboren im Jahr 1542, der Abkömmling eines alten, adelichen, in Schwaben freiherrlichen Geschlechts,[2]) studirte, er zu Freiburg im Breisgau, wo unter andern der berühmte Glareanus sein Lehrer war, wurde dann sowohl konstanzischer als baselischer Domherr, und gelangte schon in seinem 33sten Jahre (1575) auf den bischöflichen Stuhl, auf dem er bis zum Jahr 1608 verblieb. Jakob Christoph war ganz von dem Geiste seiner Zeit durchdrungen. Bildung und Kenntnisse gingen bei ihm nicht über das gewöhnliche Maß; ja es war ihm selbst eine gewisse Rohheit eigen, wie wir sie noch heutzutage an sonst gebildeten katholischen Priestern wahrnehmen. Dagegen waren die hervorstechendsten Eigenschaften seines Charakters: unerschütterlicher Glaubenseifer, hartnäckige Beharrlichkeit in Verfolgung seiner Plane, unermüdliche Thätigkeit, wohlberechnende Klugheit und leutseliges Benehmen im Umgang.

Das Verhältniß des Bischofs zur Stadt Basel war nichts weniger als einfach. Der Bischof war in der Stadt Basel nicht nur kirchliches Oberhaupt, sondern er besaß auch gewisse weltliche Machtbefugnisse, die er theils aus der Hand des Kaisers erhalten,

---

[1]) Sudanus nennt ihn mit Recht restauratorem Basileensis Episcopatus et nutantis in dioecesi fidei fulcimentum.

[2]) Blarer, Blaarer, Blaurer (so schrieb sich der Reformator von Constanz — Ambrosius). Durch Heirath einer Elsbeth von Wartensee hat sich zuerst Diethelm, 1363 Bürger von Zürich, diesen von dem St. Gallischen Schloß herrührenden Beinamen angeeignet.

Erstes Kapitel.

Jakob Christoph Blarer von Wartensee. Verhältniß des Bischofs zur Stadt Basel. Verhältniß der Stadt zu den sie umgebenden dem Bischof unterthänigen Landestheilen. Verträge mit den Bischöfen Philipp von Gundelsheim (1547) und Melchior von Lichtenfels (1559). Katholische Reformthätigkeit im Bezirk Birseck. Bündniß des Bischofs mit den VII katholischen Orten der Eidgenossenschaft (1580). Zuschrift des Cardinals Borromeo. Zusammenberufung einer Synode nach Delsberg (1581). Beschlüsse derselben.

Die Wahrnehmung, die wir im Großen und Allgemeinen machen, daß die katholische Reaktion durch eine Menge bedeutender Persönlichkeiten, welche den Protestanten jetzt in eben dem Grade mangelten, als sie beim Beginn der Reformation ihren Gegnern daran überlegen gewesen waren, besonders einflußreich wurde, finden wir im Kleinen auch in den Verhältnissen des Bisthums Basel bestätigt. Der Mann, der uns hier als ein eifriger Gegner des Protestantismus und als ein ebenso eifriger Beförderer und Pfleger des in der katholischen Kirche neu erwachten Geistes

das Domkapitel nach Freiburg im Breisgau begeben und der Vikar mit der bischöflichen Curie hatte sich in Altkirch niedergelassen, so daß nicht nur in der Korporation der bischöflichen Kirche die größte Zerrissenheit herrschte, sondern sich auch der merkwürdige Umstand ergab, daß der Bischof nicht in seinem Sprengel (denn Pruntrut stand unter dem Erzbischof von Besançon) und das Domkapitel nicht in seiner Diöcese (denn Freiburg gehörte zum Konstanzer Sprengel) residirte, — ein Uebelstand, der den spätern mit Befestigung der päpstlichen Macht und kirchlichen Organisation sehr beschäftigten Nuntien viel Sorge und Kummer verursachte.

Einen besonders reichen Anlaß zu Verwicklungen bot das Verhältniß der Stadt zu den sie umgebenden, dem Bischof unterthänigen Landestheilen. Es ist bekannt, auf welche rechtmäßige, ehrenhafte Art die Stadt in den Besitz der Landschaft Basel gekommen ist: die Landgrafschaft Sisgau kam durch Belehnung, die Aemter Waldenburg, Homburg, Liestal, Fülinsdorf durch Pfandübernahme und Kauf an die Stadt; dasselbe war der Fall mit den Dörfern Biel, Benken, Mönchenstein, Binningen und Bottmingen. Mit dem Amt Pfeffingen, mit den fünf Dörfern Reinach, Ettingen, Therwil, Oberwil und Allschwil, mit Stadt und Amt Laufen, dem Delsberger- und Münsterthal bestanden freundnachbarliche Verhältnisse, die ihren Ausdruck in einer Art Schirmverwandtschaft oder Burgrecht gefunden hatten, mit welchem Namen im 16. Jahrhundert, wie Niebuhr irgendwo bemerkt, die Schutzbündnisse bezeichnet wurden, die auf bestrittenen Rechten be-

theils sich im Laufe der Zeit durch stillschweigende Zugeständnisse der unter seinem Stab lebenden Einwohner angeeignet hatte. Was seine außerstädtische Autorität betrifft, so war er im Laufen-, Delsberger- und Münsterthal kirchliches und weltliches Oberhaupt zugleich, an andern Orten aber, wie z. B. im Elsgau und Pruntrut, bloß weltlicher Fürst und ohne Gewalt in kirchlichen Dingen. Es leuchtet nun wohl ein, daß das Streben der Stadt nach Erlangung freistädtischer Selbstständigkeit, der Eintritt in den eidgenössischen Bund und vor Allem die Einführung der Reformation eine unversiegbare Quelle von Streitigkeiten und Zerwürfnissen mit dem Bischof abgeben mußte. Schon vor der eigentlichen Durchführung der Reformation, war in der Stadt dem Bischof in den Jahren 1521 und 1524 aller geistliche und weltliche Gehorsam aufgekündet worden, ohne daß jedoch eine gesetzmäßige Erledigung seiner Ansprüche stattgefunden hätte, was denn auch später zu einem äußerst verwickelten und in seinem Endresultat für die Stadt Basel ungünstigen Handel führte. Bereits im Jahr 1395 aber hatte der Bischof Basel verlassen und seinen Wohnsitz nach Pruntrut verlegt, woselbst er nun nach Einführung der Reformation in der Stadt bleibend verweilte. Es war dieß ein großer politischer Fehler, wie der päpstliche Nuntius von seinem Standpunkt aus mit Recht bemerkt; „denn da man den Bischof nicht ausdrücklich verjagte, so hätte er in Basel bleiben und einen Umschwung der Dinge abwarten sollen, gerade wie es der Bischof von Konstanz machte."

Bei der Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse hatte sich

mit Basel wieder herzustellen, obgleich sich dieses förmlich vom Katholicismus losgesagt hatte. Er schloß im Jahr 1547 mit Basel einen interimistischen Vergleich, welcher Basel seinen bisherigen Besitz gewährleistete und ihm selbst die Aussicht eröffnete, bald über einen großen Theil der bischöflichen Lande Herr zu werden. Unter dem folgenden Bischof, Melchior von Lichtenfels,[1]) kam 1559 ein förmlicher Vertrag zu Stande, in welchem Basel und der Bischof sich gegenseitig versprachen, daß Jeder dem andern seinen Glauben lassen solle bis zu einem allgemeinen Concil, und daß Basel ohne Vorwissen und Willen des Bischofs keinen seiner Unterthanen zum Bürger annehmen solle; das mit dem Delsberger- und Freibergerthal abgeschlossene Burgrecht wurde unangefochten gelassen und diesen katholisch gebliebenen Thälern sogar die Befugniß vorbehalten, ihre Religion ändern zu dürfen. Basel besaß während dieses ganzen Streits ein untrügliches Mittel die Bischöfe zu gewinnen; es waren dieß Geldvorschüsse, die um so mehr wirkten, da die Bischöfe sich gewöhnlich in sehr bedrängter ökonomischer Lage befanden.[2])

---

[1]) Bei Wurstisen heißt er „ein gütiger friedsamer Herr", der bei seinem Tode von allen seinen Unterthanen betrauert wurde.

[2]) Accedebat tantae sollicitudini aeris alieni vis innumera, quo Dioecesis opprimebatur: ita quidem ut deductis expensis et annuo pecuniae mutuo acceptae censu quandoque nihil aut exiguum quid restaret compensandis aulae necessariis officiis. Saepe etiam expensi rationes accepti summam excederent — schreibt der Jesuit Sudanus S. 381 f.

Das gute Einvernehmen mit dem Bischof änderte sich jedoch, als nach dem Tode des Melchior von Lichtenfels Jakob Christoph Blarer die Zügel der Regierung ergriff. Zwei Punkte waren es vorzüglich, um die sich der Streit drehte: das Burgrecht der Stadt Basel mit den bischöflichen Unterthanen und die Religionsverhältnisse. Da uns ersteres, als rein politischer Natur, weniger berührt, so wenden wir uns zu letzteren, um zu sehen, **durch welche Mittel und Wege die katholische Reaktion die reformirte Lehre, die in den bischöflichen Landen Eingang gefunden hatte, unterdrückt und den katholischen Ritus wieder hergestellt hat.**

Es ist natürlich, daß eine Stadt von so bedeutenden geistigen Hülfsmitteln, wie Basel, auf die sie umgebende Landschaft nicht nur in materieller, sondern auch in intellektueller Beziehung großen Einfluß ausüben mußte; daher denn die Reformation nicht nur in den unter der Botmäßigkeit der Stadt stehenden Landschaften und Orten, sondern auch in den bischöflichen Ortschaften Anklang und Eingang fand. In der uns übrigens nur sehr unvollkommen bekannten Reformationsgeschichte der Landschaft Basel erscheint schon 1524 Stephan Stör, der Leutpriester von Liestal, als der muthige Bekämpfer des Cölibats. Die meisten Pfarrer der Landschaft hatten bis zum Jahr 1527 die Messe aufgehoben und sich von der alten Kirche losgesagt. Während indessen die der alten Lehre geneigte Regierung die alte Kirche aufrecht zu erhalten suchte, breiteten sich dort wiedertäuferische Bewegungen immer mehr aus, was Oekolampad viele Sorge machte. Er ließ

daher durch seinen Helfer, Hieronymus Bothanus, eine Kirchenvisitation anstellen und richtete ein ernstes Wort der Ermunterung, Belehrung und Warnung an seine Amtsbrüder auf dem Lande. Dieser berühmte Hirtenbrief Oekolampads, vom November 1528, ist an siebzehn Pfarrer gerichtet, und darunter sind vier, die in bischöflichen Dörfern waren, nämlich Roth in Therwyl, Battenheimer in Laufen, Eslamp in Oberwyl und Bigel in Reinach. Im Jahr 1530 wurde den bischöflichen Unterthanen, in beiden Aemtern Laufen und Zwingen, in Folge einer vom Bischof und Kapitel und von der Stadt besiegelten Urkunde die Bekennung der neuen Lehre, wie auch ihren Predigern der freie Aufenthalt und Wandel in des Bischofs Landen zugesichert. Dieß wurde in einem Vertrag vom Jahr 1532 bestätigt; ebenso wurde im Vertrag von 1547 erklärt, Jeder solle den andern bei seinem Glauben belassen, was im Vertrag von 1559 durch Bischof Melchior neuerdings bekräftigt wurde. Kaum war jedoch Jakob Christoph Blarer von Wartensee am 22. Juni 1575 auf den bischöflichen Stuhl erhoben worden, so liefen beim Rath zu Basel Klagen reformirter bischöflicher Gemeinden ein, die sich über den Vogt zu Birseck, Laurentius Glareanus, beschwerten, der sie theils wegen ihrer Religion, theils wegen des Burgrechts mit Basel hart beschimpft hatte.[1]) Basel sah sich im Interesse der reformirten Religion auch veranlaßt, sich der Gemeinden Pfeffingen, Arlesheim, Zwingen, Brislach, Blauen und der Vorstadt Laufen, mit welchen sonst kein

[1]) Er hatte sie „meineidige Schelmen" geheißen.

Bürgerrechtsverhältniß bestand, anzunehmen. Schwer fielen ihm diese Verwendungen, denn, „wir hatten verhofft", heißt es in einem Schreiben des Raths, „der neue Bischof, von Geburt ein Schweizer, werde gute Nachbarschaft üben." Die Angriffe auf die reformirte Religion der betreffenden bischöflichen Dörfer schienen Basel um so unverantwortlicher, als sowohl die beiden eidgenössischen Landfrieden, als der Reichsabschied von 1555, der für den Fürstbischof von Basel noch besonders verbindlich sein sollte, den Grundsatz der Glaubensfreiheit ausgesprochen hatten. Gleich bei dem ersten Besuch, den der Rath durch Abgeordnete auch nach der Reformation bei dem jeweiligen neu ernannten Bischof vorzunehmen pflegte,[1] (im September 1575), wurden daher die Beschwerden der reformirten Dörfer gegen den bischöflichen Oberbeamten, wie sie bereits vorher dem Bischof schriftlich waren vermeldet worden, wiederholt. Der Bischof gab damals gute Worte, versprach Absetzung des Vogts von Birseck und Niedersetzung eines unparteiischen Rechts in Beziehung auf das Burgrecht. Allein dieses gute Einvernehmen war nur scheinbar und dauerte nicht lange. Bischof Jakob Christoph war theils schon selbst nicht der Mann, der stillschweigend Rechte aus Händen gab, theils wurde er von anderer Seite ermuthigt, auf der Bahn fortzuschreiten, die er gleich von Anfang seiner Regierung betreten hatte,

---

[1]) Diese Abgeordneten, die dem Bischof zur angetretenen Regierung Glück wünschen und das gewöhnliche Geschenk überreichen sollten, waren: Oberzunftmeister Bernhard Brand und Lux Gebhard.

und auf welcher die katholische Kirche hoffte, wieder zu ihrem frühern Ansehen und zu ihrer frühern Macht gelangen zu können.

Schon bei den Streitigkeiten mit den Vorgängern Jakob Christophs hatte es sich gezeigt, daß die Bischöfe weit weniger hartnäckig gewesen wären, wenn sie nicht an der katholischen Eidgenossenschaft einen Rückhalt gefunden hätten. Damals war es vorzüglich Solothurn, welches mit Eifersucht auf Basel sah, indem es selbst für sich einen Theil der bischöflichen Lande zu erwerben trachtete. Jetzt aber waren die Verhältnisse für den Bischof ungleich günstiger: war ja doch in Mailand jener mächtige Kirchenfürst, der, stets bereit der unterdrückten katholischen Kirche mit Rath und That beizustehen, die Schweiz unter seine besondere Obhut genommen hatte; war ja doch in der Eidgenossenschaft ein so eifriger päpstlicher Nuntius, wie der Bischof von Vercelli, der weder Mühe noch Arbeit sparte, um das gesunkene Ansehen seines Herren wieder herzustellen; hatte ja doch bereits in einer eidgenössischen Stadt jener Orden Aufnahme gefunden, dessen Hauptbestimmung es war, die von den Ketzern gesäete und reichlich aufgegangene Saat auszureuten. Im Jahr 1579 geschah der entscheidende Schritt, der sowohl in politischer als religiöser Beziehung dem Verhältnisse des Bischofs zur Stadt Basel eine andere Wendung gab: es war der Abschluß eines Bündnisses mit den VII katholischen Orten der Eidgenossenschaft.

Die ersten Einleitungen zu diesem Bündnisse geschahen schon 1555, als der Bischof Melchior von Lichtenfels sich mit einer

Protestation gegen das von Basel den freibergischen Gemeinden ertheilte Bürgerrecht an die Tagsatzung und an die VII katholischen Orte wandte. Damals konferirten die bischöflichen Gesandten mit den Abgeordneten der katholischen Stände in der Kapelle des Beinhauses zu Baden; damals wurde ohne Zweifel schon die Wichtigkeit einer solchen Verbündung erkannt. Die Ausführung dieses geheimen Planes verzögerte sich jedoch bei zwanzig Jahren. Von wem eigentlich der Gedanke dazu neuerdings ins Leben gerufen wurde, ist schwer zu sagen; doch ist es durchaus nicht unglaublich, was Einige melden, daß er von Carlo Borromeo selbst ausgegangen sei. Daß der päpstliche Nuntius, der Bischof von Vercelli, der eifrige Beförderer des Planes war, leidet nach Allem, was uns von der Thätigkeit dieses Nuntius bekannt ist, keinen Zweifel; ja wenn man einem Schreiben des Herzogs von Lothringen an den Rath von Basel glauben darf, so wäre Jakob Christoph insonderheit durch zwei Jesuiten, die bei Buonomi waren, zur Errichtung des Bundes mit den katholischen Orten bewogen und geleitet worden.[1] Darin stimmen alle überein, daß die Unterhandlungen in dem größten Geheimniß geführt wurden, und daß die Welt erst etwas von dem Abschluß eines solchen Bündnisses erfuhr, als es bereits (am 28. September 1579 — auf St. Michael des Erzengels Abend —) zu Luzern vollzogen war. Das Bundesinstrument zerfällt in 13 Artikel. Im Eingang werden die Gründe angegeben, die den Abschluß herbeigeführt hätten

---

[1] Ochs Bd. VI. S. 285.

es wird gesagt, die Kontrahenten hätten in Betracht gezogen „die gefährliche vor Augen schwebende Läuff und Zeit und mit was Gefahrlichkeit und Trübsal nit allein der weltliche und politische Stand, sondern auch die wahre Kirche Gottes und das Schifflein Petri umgeben und angefochten und wie nothwendig es seie, zu Erhaltung Städt und Wesens sich mit guten Freunden und Nachbaren in verpflichter Einigkeit und gutem Verständniß zu erhalten.“ Die Artikel des Vertrags selbst, welche die größte Wichtigkeit haben, sind die beiden ersten; sie lauten wörtlich folgendermaßen:

1. Und erstlich sollend Wir Bischof Jakob Christoffel und Wir die obgemeldten Catholischen Ort der Eidgnoßschaft einanderen geteulich, ufrecht, ehrbarlich und vestiglich in Religionssachen und anderen billigen Dingen allen beiständig, beholfen und berathen sein, nach allem unserem Vermögen, und so viel unser beider Theilen bestes Vermögen sich immer erstrecken mag, ohn alle Hindernuß und Verzüg, als weit unser beider Partheien Leib, Gut und Macht gelangen und sich erstrecken mag, wider alle die so unser eintweder Partheyen Leib, Ehr, Land und Leuten wohlhergebrachten Rechten, Gerechtigkeiten, Freiheiten oder Gewohnheiten mit Gewalt oder ohne Recht anzugreifen, zu vergewaltigen oder zu bewältigen unterstunden. Und namlich wann Wir gemeldter Jakob Christoffel oder Wir, die hierinnen bestimmten Ort, sammethaft oder etliche derselben in unsern Städten, Schlößern, Landen und Leuten in Religions- und andern Sachen obgemeldtermaßen wider Recht und Billigkeit gedrängt oder vergewältiget

würden oder unser jedwederen Theils Unterthanen wider ihr Oberkeit sich auflehnen und entgegensetzen auch ungehorsam erzeigen sollten, so soll je ein Theil dem anderen nach allem unserem Vermögen zu schützen und zu schirmen sonderlich die Unterthanen zu billigem Gehorsam ihrer Obrigkeit zu bringen schuldig und verbunden sein, alles in des beschwerten Theils Kosten. Und sonderlich, dieweil vor etlich Jahren und noch kürzlich etlich unser Bischof Jakob Christoffels Unterthanen in unsern Städten und Landen den Prädikanten der neuen Religion anzuhangen understanden, auch ihnen Schutz, Schirm und Beistand zu ihrer verführischen Lehr geben, so sollen Wir obgemeldte Catholische Ort, Ihr fürstl. Gn. und dero Unterthanen bei der alten wahren Catholischen Religion handhaben, schützen und schirmen wider männiglich, auch die Unterthanen, so noch bishero nicht abgefallen, dahin halten, daß sie bei sollicher Catholischer und alt Christenlicher Religion harren und bleiben müssen, auch durch fügliche Mittel daran sein, damit die abgefallenen mit der Zeit, als viel möglich, zu ihrem rechten alten, ordentlichen und christlichen Gehorsam gebracht werden mögen.

2. Doch soll sich die Hilfbeweisung auf unser des Bischofs Theil gegen unsere abgefallenen widerspenstigen Unterthanen also verstahn und diese Erläuterung haben: Nämlich, wo sich solcher Fall zutragen würde, sollend Wir Jakob Christoffel Bischof gegen denselben (Religionssachen belangend) ohne der obgemeldten Herren Eidgenossen der Catholischen Orten sonder rechtliches Bedünken, Vorwissen und Bewilligung nützit gewaltthätiges Handeln

noch vornehmen, sondern zuvor allezeit alle mögliche und bequeme Mittel außerthalb thätlichen fürnehmen und ohne Aufruhr anwenden, damit die so noch Catholisch bei unser Gehorsame und der wahren Catholischen Religion bleiben und erhalten und die abgefallenen wieder zu derselben und Christenlichen Gehorsame gegen Gott und Uns als ihrer rechten natürlichen Oberkeit gebracht werden mögen, und also alles gleich auf gütliches oder rechtliches mit solchem Rath dieser Gestalt fürnehmen und handeln.

Dieser Bund wurde am 11. Januar 1580 in der Pfarrkirche zu Pruntrut von Abgeordneten der Stände Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug, Freiburg und Solothurn einerseits und von dem Bischof andrerseits feierlich beschworen und mit glänzenden Festen gefeiert. Man kann sich leicht denken, daß die Kunde desselben großes Aufsehen machte und in verschiedenem Sinn Theilnahme erregte Der Papst, der Kaiser und die reformirten Eidgenossen fanden sich bewogen. Schritte deßhalb zu thun. Daß in Rom, wo kein Fortschritt, den die katholische Reaktion machte (so unbedeutend er sein mochte), unbekannt blieb, große Freude herrschte, als man den Abschluß des Bündnisses vernahm, ist natürlich. Papst Gregor XIII. erließ unterm 16. Mai 1580 eine eigene Zuschrift an Jakob Christoph, in welcher er sich also ausdrückt: „Unser ehrwürdige Bruder, der Bischof von Vercelli, ist zu uns gekommen und hat uns berichtet von deinem unabläßlichen Fleiße und deiner Wachsamkeit, wie du in der Vorsorge für deine Kirche und um die katholische Religion wieder einzuführen und zu erhalten, deßhalb die Macht der Eidgenossen an dich gezogen

hast. Dieß haben wir mit Freuden vernommen ... Du wollest deßhalb wie bisher fortwirken und für gewiß halten, Gott, dessen Sache hier vornehmlich geführt wird, werde deiner Liebe in allen Dingen beistehen. Und wenn du vermeinst, daß Wir durch unser Ansehen und unsere Hülfe etwas Ersprießliches hierin schaffen könnten, so laß es uns wissen, du wirst uns ganz bereit finden." — Nicht ganz so günstig sprach sich der Kaiser gegen den Bischof aus. In einem Schreiben, das er von Prag aus am 1. August 1580 an Jakob Christoph richtete, gab er seine Verwunderung zu erkennen, daß der Bischof und das Stift Basel, welche ihm und dem heiligen Reich doch zugethan und verbunden seien, ohne sein Vorwissen sich in ein Bündniß eingelassen hätten, und stellte das gnädigste Ansinnen, der Bischof wolle ihm, was dießfalls zwischen ihm und den Eidgenossen verhandelt worden sei, sammt den Ursachen solcher Verbündung und andern nothwendigen Umständen beförderlichst berichten. Der Bischof hielt es für gerathen, auf dieses Schreiben unterm 16. Sept. 1580 eine weitläufige Antwort an den Kaiser abgehen zu lassen. Er setzte darin den Streit mit der Stadt Basel wegen der Burgrechte auseinander und erklärte: deßhalb habe er es für thunlich und nöthig erachtet, mit den VII katholischen Orten ein Bündniß einzugehen, damit das Stift nicht gänzlich untergehe, weil die von Bern und Basel auf dessen Lande ein Auge hätten, und damit auch die katholische Religion in den bischöflichen Landen beibehalten werde. — Am meisten Grund zu Besorgniß hatten die reformirten Städte der Eidgenossenschaft; denn dieser Vertrag mit dem Bischof lief

den früher (1529 und 1531) geschlossenen Landfrieden stracks zuwider. Während nämlich diese den status quo aufrecht erhielten und festsetzten, daß beide Theile zusammt ihren Burgrechts- und Landrechts-Verwandten einander in ihren eigenen Landen und Gebieten bei ihrem Glauben gänzlich ungedisputirt und unbekümmert bleiben lassen sollten, enthielt der neue Vertrag die Bestimmung, es sollten die von der katholischen Religion abgefallenen bischöflichen Unterthanen, wenn auch nicht durch gewaltsame, doch durch andere mögliche und bequeme Mittel, zu dem alten Gehorsam zurückgebracht werden. Es ließ sich aber leicht voraussehen, daß, wenn man einmal hiezu schreiten wollte, es nicht bei den bequemen Mitteln bleiben, sondern daß es zu Gewaltthätigkeiten aller Art kommen würde. Die Erfahrung lehrte dieß nur zu gewiß.

Indessen schritt Bischof Jakob Christoph muthig an die Reformation seines Bisthums. Das Tridentinische Concil hatte als ein Hauptmittel zur Beförderung der katholischen Restauration die Abhaltung von Synoden in jeder Diöcese anempfohlen. Niemand war eifriger in Befolgung dieser Vorschrift, als der berühmte mailändische Erzbischof. Er ging nicht nur den übrigen Bischöfen mit seinem Beispiele voran, sondern übermittelte auch die mailändischen Provinzial-Synodalien an die verschiedenen Vorsteher der Kirche und ermahnte diese, der Vorschriften des Tridentinischen Concils eingedenk zu sein. So richtete er denn auch eine Zuschrift an den Hof zu Pruntrut. Jakob Christoph bedankte sich durch ein Schreiben bei Carlo Borromeo für die Zusendung der

Synodalien und nahm sich seinen guten Rath zu Herzen. Er berief den eben nach Freiburg gekommenen Pater der Gesellschaft Jesu, Pater Canisius, zu sich nach Pruntrut, berathschlagte sich mit ihm über die Reformation der bischöflichen Kirche, und ersuchte ihn namentlich durch die Einführung eines Katechismus für die Befestigung des aufwachsenden Geschlechts in dem katholischen Glauben Sorge zu tragen. Von der größten Wichtigkeit war aber die Zusammenberufung einer Synode nach Delsberg im April des Jahrs 1851. Von dieser Synode wurde die katholische Reformation des Bisthums Basel eigentlich ins Werk gesetzt; sie ist in Beziehung auf Bedeutung und Erfolg jenen Disputationen gleich zu stellen, die in den Zwanzigerjahren des Jahrhunderts stattfanden und in der Regel von dem vollständigen Sieg der reformirten Lehre begleitet waren. Die auf dieser Synode zu Delsberg angenommenen Satzungen wurden einige Jahre darauf zu Freiburg im Breisgau gedruckt[1]); sie sind, als die Grundlagen der katholischen Neugestaltung des Bisthums, zu wichtig, als daß wir nicht etwas näher darauf eingehen sollten.

Im Allgemeinen sind die Delsbergischen Statuten nichts anderes als die Satzungen des Tridentinischen Concils, den eigen-

[1]) Statuta Basiliensia in synodo Thelspergensi praesidente reverend. in Christo patre et Domino D. Jacobo Christophoro Episcopo Basiliensi, Anno Domini MDLXXXI in Non. April. publicata et nunc tandem edita. Friburgi Brisgoiae, Typis Froben. Anno Domini MDLXXXIII.

thümlichen Verhältnissen des Bisthums Basel angepaßt. Namentlich nehmen sie stete Beziehung auf die reformirte Lehre und den reformirten Cultus, welcher ja in der benachbarten Stadt Basel und ihrem Gebiet so wie in vielen bischöflichen Gemeinden der herrschende war. Man kann nicht in Abrede stellen, daß sich in ihnen ein sittlicher Ernst ausspricht und daß sie auf eine durchgreifende Aenderung des moralischen Zustandes der bischöflichen Lande hinarbeiten. Dieß geht schon aus den einleitenden Worten des Bischofs hervor, mit denen er der Geistlichkeit seines Sprengels diese Statuten empfiehlt. „Schon längst wünschen wir (schreibt Jakob Christoph), daß die auf der Synode zu Delsberg beschlossenen Gesetze sobald als möglich in eure Hände kämen und gedruckt würden; durch verschiedene Umstände daran gehindert machen wir sie jetzt erst bekannt und legen sie euch öffentlich zum Lesen vor, damit ihr nicht nur das, was zu einer frommen und heiligen Einrichtung eures Lebens und eurer Sitten, sondern auch das, was zur Belehrung des Volks und zur Verwaltung der Sakramente dient, hier vor Augen gestellt und immer bereit habt. Ihr werdet daher jene Gesetze und Statuten unserer Synode nicht nur aufmerksam lesen, sondern auch eifrig befolgen. Daran erinnern wir durch Gegenwärtiges, gemäß dem uns von Gott anvertrauten Amte, die Gesammtheit und die Einzelnen, ermahnen sie und bitten sie in dem Herrn. Vorzüglich aber flehen wir euch an bei dem innersten Erbarmen unseres Gottes, daß ihr die Gnade, die ihr durch die Auflegung der Hände empfangen habt, wieder in euern Herzen auferwecket, dem Volke, bei dem euch der heilige

Geist als Bischöfe und Hirten hingestellt hat, durch Sitten und Leben, Beispiel und Lehre gleich wie Lichter in der Welt vorleuchtet, und insonderheit bei dieser gefahrvollen Zeit unseres schon durch so viele Ketzereien und Unglücksfälle darnieder gebeugten Vaterlandes durch euer inbrünstiges und eifriges Gebet Gott zu versöhnen trachtet, damit eure Gegner, wenn sie euch nichts Böses nachreden können, sich schämen, und die Gläubigen, euern frommen und heiligen Wandel betrachtend, Gott preisen, der im Himmel ist, ihr aber bei solcher Gestaltung der Heerde, wenn der Erste der Hirten erscheinen wird, die unverwelkliche Krone empfanget."

Die Delsberger Synodal-Statuten zerfallen in drei Theile. Unter diesen enthält der erste Theil die ausführlichsten und wichtigsten Abschnitte. So handelt gleich das erste Kapitel von dem Bekenntniß des Einen katholischen Glaubens. Es wird hier allen gegenwärtigen und zukünftigen Kirchendienern so wie allen Lehrern jeden Grades zur Pflicht gemacht, in die Hände des Bischofs oder seines Generalvikars ein Glaubensbekenntniß (professio fidei) nach einer bestimmten Form abzulegen. Zu diesem Glaubensbekenntniß schwört der Betreffende: „Ich anerkenne die heilige katholische und apostolische römische Kirche, die Mutter und Lehrerin aller Kirchen, gelobe und schwöre wahren Gehorsam dem römischen Bischof, Nachfolger des heiligen Petrus, des Fürsten der Apostel, und Statthalter Jesu Christi. Alle übrigen Ueberlieferungen, Bestimmungen und Erklärungen heiliger Canones und ökumenischer Concilien und vorzüglich der h. Tridentinischen Synode,

bekenne ich und nehme ich ungezweifelt an, alles diesen Zuwiderlaufende, alle von der Kirche verdammten, verworfenen und verfluchten Häresien verdamme, verwerfe und verfluche ich gleicher Weise. Diesen katholischen Glauben, außerhalb welchem Niemand selig werden kann, den ich mit Gegenwärtigem freiwillig bekenne und wahrhaft halte, denselben werde ich bis zum letzten Lebenshauch aufs Standhafteste (mit Gottes Hülfe) beibehalten und bekennen und von meinen Untergebenen oder denjenigen, die meines Amtes wegen mit mir in Verbindung stehen, verlangen, daß auch sie ihn halten, lehren und verkündigen. Das verspreche, gelobe und schwöre ich, so wahr mir Gott helfe und dieses heilige Evangelium Gottes." (Der Schwörende mußte kniend die Hand auf das Evangelium legen). — Vor allem Umgang mit Ketzern d. h. mit Reformirten, sei es in Handel und Wandel oder durch das Lesen ketzerischer, von der Tridentinischen Synode verdammter Bücher wird ernstlich gewarnt und dringend eingeschärft, die Kinder doch ja nicht in ketzerische d. h. reformirte Schulen zu schicken. Den Geistlichen wird anempfohlen, in ihren Predigten das Volk häufig auf die gefahrvollen Zeiten aufmerksam zu machen, welche die Apostel vorausgesagt haben; man müsse sich daher in Acht nehmen vor neuen und fremdartigen Lehren und den an vielen Orten herrschenden ansteckenden Ketzereien. Jedoch sollen sich die Prediger nicht zu sehr auf die Widerlegung der Gründe ihrer Gegner einlassen, namentlich wenn die Zuhörer etwas ungebildet seien. Was über die Festtage, Fasten, Litaneien und Prozessionen, Anrufung der Heiligen, Bilder, Reliquien, Ablaß, Fegfeuer vorge-

schrieben wird, ist ganz den bekannten Lehren der katholischen Kirche gemäß. Mit besonderem Nachdruck wird die Abhaltung von Kinderlehren an allen Sonn- und Festtagen anempfohlen, in welchen die Geistlichen den Kinderchatechismus (enthaltend die zwölf Artikel des christlichen Glaubens, das Vater Unser, den englischen Gruß und die zehn Gebote) in der Landessprache, deutsch oder französisch, erklären sollen. Kein Lehrer darf in irgend einer Schule angestellt werden, wenn er nicht vom Bischof oder seinem Offizial die Bestätigung erhalten hat; die Pfarrer sollen genaue Aufsicht führen über das, was und über die Art, wie gelehrt wird. Da ferner das Concil zu Trident die Errichtung eines Priester-seminars beschlossen hatte, so sollen bis daß dieses ins Leben trete, die Einkünfte vakanter Klöster, Pfründen und Kollegien dem Bischof zugehalten werden; Alles soll angewandt werden, daß die Jünglinge nicht auf Gymnasien und Universitäten reformirter Städte studieren. Was sich auf den Cultus bezieht, die Verwaltung der Sakramente, die Cäremonien die Messe, Beichte, letzte Oelung, Ordination 2c. soll genau nach den Vorschriften der katholischen Kirche befolgt werden. Besonders ausführlich sind die Belehrungen über die Ehe und was damit zusammenhängt. Als Quelle der Belehrung für die Geistlichen in dieser Beziehung wird neben der heiligen Schrift der römische Katechismus empfohlen, und auf die Abschaffung unziemlicher Gebräuche und der Ausgelassenheit bei Hochzeiten gedrungen. Mit den schärfsten Strafen belegt wird der Abschluß einer Ehe an einem ketzerischen Orte. Es gereicht dem Bischof Jakob Christoph sehr zur Ehre, daß er

jede Gattung von Aberglauben, der in damaliger Zeit noch so herrschend war, als: Wahrsagungen, Bezauberungen, Hexereien, Teufelsbeschwörungen 2c., ernstlich untersagte und mit Strafen bedrohte. Aufs Eindringlichste befahl er den Geistlichen, sich eines sittlichen Lebenswandels zu befleißen, so wie auch in ihrer äußern Erscheinung Würde und Anstand zu beobachten, Trunkenheit, Unzucht [1]), Karten- und Würfelspiel, Vermummungen, nächtliches Umherschweifen u. dergl. ernstlich zu vermeiden, überhaupt keine weltlichen Geschäfte zu treiben und dem geistlichen Amte gehörig abzuwarten. Die untergeordneteren Kirchendiener erinnert er ebenfalls umständlich an ihre Pflichten und an die Rechte und Gebräuche der Kirche, wie sie das Tridentinische Concil oder ältere Synoden bestimmt hatten. Zur Erhaltung der Einheit des Glaubens, der Ehrbarkeit der Sitten und zum Heil der ganzen Heerde bei der so großen Verwirrung der kirchlichen Dinge verordnete Jakob Christoph, daß die Diöcesan-Synoden in Zukunft jährlich sein sollen. — Der dritte und letzte Theil der Delsberger Synodal-

---

[1]) Die Vorschrift hierüber lautet: „Weil aber wegen des Vergehens der Unenthaltsamkeit oder wegen des bloßen Verdachts jenes Vergehens bei Bekennern des geistlichen Dienstes die Laien auf wunderbare Weise Anstoß zu nehmen pflegen: deßhalb sollen aus keinem Grunde kirchliche Männer durch Zusammenwohnen mit verdächtigen Frauenspersonen dem Volke Anstoß geben, herbeigerufene oder eingeführte Frauen, gleich wie in den Bann gethane, von sich abweisen, und keine in ihre Haushaltung zulassen, als ältere oder verwandte, auf welche kein Verdacht fallen kann."

statuten enthält die Vorschriften über die geistliche Gerichtsbarkeit, die, zu großem Verdrusse des Papstes und seiner Nuntien, in der Schweiz gar nicht streng nach den kanonischen Gesetzen vollzogen wurde, weil sich die Eidgenossen nichts von ihren alten Rechten und Freiheiten nehmen lassen wollten. Nachdem der Bischof auseinandergesetzt, was vor das kirchliche Forum gehöre und was nicht (den Unterschied zwischen den sogenannten **causae mere spirituales** und **causae mixtae**), empfiehlt er den Geistlichen die Dekrete der Väter und Synoden und sagt: „Weil wir aber vernommen haben, daß die Verwegenheit einiger weltlicher Behörden so groß ist, daß sie kirchliche Personen gegen ihren Willen vor ihr profanes Gericht fordern, so beschließen und befehlen wir, daß Geistliche, die auf solche, gewaltsame Art vor ein weltliches Gericht geladen werden, die Competenz weltlicher Richter auf keine Weise anerkennen, sich ihnen noch viel weniger unterwerfen oder auf vorgetragene Klagen antworten, sondern verlangen, daß sie an ihren Ordinarius gewiesen werden.“ Wir ermahnen und warnen auch alle weltlichen Behörden, daß sie, ihres eigenen Berufs eingedenk, die Sichel von fremder Ernte zurückhalten und sich erinnern, daß nur Bischöfe und Prälaten eingesetzt worden sind, um die Kirche zu regieren, und daß wer diese verachte, nicht einen Menschen verachtet, sondern Gott selbst.“ Die nähern Vorschriften über die geistliche Gerichtsbarkeit beziehen sich auf die gerichtlichen Personen und deren Pflichten, auf die verschiedenen Arten der Prozesse und Strafen, die Exkommunikation, Absolution, Apellation und Vollziehung der gefällten Urtheile.

eine Aenderung in der Besetzung der Stelle ein. Der bisherige Pfarrer, Philipp Lauterburg, wurde auf eine andere Pfründe versetzt, und an seine Stelle kam ein gewisser Jakob Reulin (Rynlin) von Basel. Nachdem Pfarrer Lauterburg am 4. Juni seine Abschiedspredigt in Reinach gehalten und dann gemeinschaftlich mit Reulin dem Vogt zu Arlesheim, oder vielmehr in dessen Abwesenheit, seinem Schreiber und Statthalter den üblichen Besuch abgestattet hatte, wollte Jakob Reulin Sonntags den 11. Juni sein Amt antreten. Nach verrichteter Predigt wurde er jedoch von dem Statthalter des Vogts von Birseck nach Arlesheim vorgeladen, der ihm im Namen seines Vorgesetzten anzeigte: „er solle des Predigen still stehen; es nehme ihn wunder, was die Herren von Basel denken, daß sie seinem Fürsten stets Prädikanten in sein Land ordnen, sein Fürst könne diese wohl selbst bestellen." Reulin versäumte nicht hievon in Basel Anzeige zu machen, wo bald auch die Kunde von weitern gewaltsamen Schritten gegen reformirte Gemeinden einliefen.

Im Sommer des Jahrs 1581 kam der Bischof nach Arlesheim, angeblich um die dortigen Bäder zu gebrauchen, in der That aber um der Wiedereinführung der katholischen Religion an diesem Orte Vorschub zu leisten. Schon im Januar hatte er in einem Schreiben an die VII katholischen Stände geäußert, die von Arlesheim hätten bei ihm um Wiederaufrichtung der katholischen Religion nachgesucht, doch vermeinten etliche seiner Unterthanen, daß wegen Einmischung der Städte Bern, Basel und Schaffhausen die Glaubenssachen ihrem freien Willen anheimge-

gestellt sein sollten. Der Rath von Basel, der immerfort das Bestreben zeigte mit dem Bischof in gutem Einverständniß zu bleiben, ließ Jakob Christoph durch Gesandte in Arlesheim begrüßen, die ihn an die frühern Verträge und das alte Herkommen erinnerten, wonach die Pfarrstellen zu Arlesheim, Allschwyler und Reinach von der Stadt Basel aus besetzt wurden, und ihm insbesondere wegen des jüngst in Reinach eingetretenen Falls Vorstellungen machten. Jakob Christoph versprach der Sache nachzuspüren und den Herren des Raths seiner Zeit weitere Antwort zu geben. Diese Antwort lief Anfangs August ein.[1]) Es heißt darin, der Bischof habe vergeblich in seiner Kanzlei nach Vergleichen, betreffend die Prädikaturen zu Arlesheim, Allschweyler und Reinach, nachforschen lassen; er habe nichts dergleichen finden können. Wenn der Rath von Basel solche rechtmäßige Verträge bei Handen habe, so ersuche er ihn, ihm dieselben in glaubwürdiger Abschrift mitzutheilen; die Collation und Besetzung obbestimmter Pfarreien gehöre daher seiner Oberherrlichkeit zu. Da übrigens etliche seiner Unterthanen, der alten katholischen Religion und des katholischen Gottesdienstes ganz begierig, bei ihm dringlich um Aufrichtung desselben angehalten hätten, so könne er ihnen dieses christliche Vorhaben nicht verwehren; deßhalb habe er auch einen katholischen Prädikanten zu Pfeffingen angestellt, der aber ein bescheidener Mann sei und bei den Unterthanen beider

[1]) Sie ist datirt vom 9. August und wurde im Rath vorgetragen den 12. August 1581.

Religionen Friede und Einigkeit zu erhalten wissen werde. Der Rath von Basel erwiederte hierauf, es sei keineswegs seine Meinung gewesen, dem Fürsten an seinen Gerechtsamen der Collaturen und Lehenschaften oder an seiner Oberherrlichkeit Eintrag zu thun; jedoch wünsche er, daß in Religionssachen keine Aenderung vorgenommen werde, da den Unterthanen im Verflusse der Zeit der reformirte Gottesdienst von ihrer Obrigkeit bewilligt und zugestanden worden sei. Der Bischof ließ sich nochmals auf eine Beantwortung dieser Vorstellungen ein: er sei Amts- und Obrigkeit halben schuldig, die seinem Stift zuständigen Herrlichkeiten und Gerechtigkeiten zu handhaben; nur auf eifriges Anhalten der Unterthanen richte er den katholischen Gottesdienst wieder an; Basel werde doch wohl aus einer Aenderung der Religion nicht Verdruß schöpfen, oder ihn aber freundlich belehren, auf welche Weise und aus was für Ursachen solche prätendirte und angemaßte Gerechtsame auf es gekommen oder auch was zwischen dem Fürsten und der Stadt früher rechtmäßig aufgerichtet sein möchte. — Man sieht, daß der Bischof, der eine weit günstigere rechtliche Stellung hatte, diese trefflich zu benutzen wußte und mit äußerster Klugheit verfuhr. Basel schien aber die Sache wichtig genug, um mit seinen evangelischen Miteidgenossen darüber Rücksprache zu nehmen. Daher wurde am 24. Sept. 1581 eine Zusammenkunft in Aarau abgehalten, woselbst man beschloß, eine ansehnliche Abordnung (bestehend aus Hans von Ulm, Hans Rudolf von Landenberg, Hans Heinrich Effinger und Hans Hartmann von Hallwyl) nach Pruntrut an den Bischof zu schicken. Die Vor-

stellungen dieser Gesandtschaft waren vergebens; der Bischof erklärte, er wolle in Glaubenssachen zwar Niemanden drängen und wolle auch keine Uneinigkeit, lieber wolle er einen Stecken in die Hand nehmen und das Land verlassen; allein das Bürgerrecht mit Basel sei unanständig, hinterrucks gemacht worden, und die Stadt Basel sei nicht befugt, seinen Landen und Leuten wider seinen Willen Bürgerrecht und Ordnungen zu geben.

Weit entfernt durch die Einmischung der reformirten Eidgenossen in seinem wohlberechneten Vorhaben gestört oder gar davon abgebracht zu werden, ging der Bischof jetzt nur um so kühner zu Werke. Am 29. Oktober erschien er mit achtzehn Pferden zu Arlesheim, ließ des andern Tags die ganze Gemeinde sich in der Kirche versammeln, ermahnte sie die wahre katholische Religion wieder anzunehmen. und las dann selbst Messe. Dem reformirten Pfarrer, Jakob Langhans, wurde zwar für diesen Tag noch gestattet, das göttliche Wort nach Brauch zu verkünden, als er jedoch den nächsten Sonntag nach Arlesheim kam, weigerte man sich, ihm die Kirche zu öffnen, und verdeutete ihm, sich in Zukunft des Predigens zu enthalten. Am 21. November ließ er ferner seinem Vogt zu Pfeffingen, Hans Wernher von Flachslanden, den Befehl zukommen, daß er Anordnungen treffe, den Tisch, auf welchem bisher den Evangelischen das Nachtmahl ausgetheilt wurde, abzubrechen und im Chor der Kirche einen Altar „mit aller Gezierd und Nothdurft“ aufzurichten, so wie den katholischen Gottesdienst daselbst anzustellen; diesen solle sodann er sammt Hausfrau, Kind und Diensten, und andere, welche die

Gnade haben werden, besuchen. Selbst einem der Amtleute von Laufen ließ Jakob Christoph durch seinen Rath, den Dr. Fingerlin, anzeigen, er wolle haben, daß man auch zu Laufen Messe halte, und wenn sie es nicht gutwillig thun wollten, werde es mit Gewalt geschehen und zwar in Kurzem; denn er habe nicht allein mit Arlesheim solches vorgenommen, es müsse durch das ganze Land gehen. Diese Kunde brachte die Bürgerschaft von Basel dermaßen auf, daß die Regierung Unruhen befürchtete. Erschrocken ob solcher ungestümen Restauration mahnte selbst das Domkapitel, das wegen der Schulden, mit denen das Bisthum beladen war, ein besonderes Interesse hatte, gute nachbarliche Freundschaft mit der Stadt Basel aufrecht zu erhalten, den Bischof in einer besondern Zuschrift, doch ja mit Vorsicht zu Werke zu gehen, indem sonst der fürstlichen Person Trotz und Schmach widerfahren dürfte. Schon früher nämlich (im April 1581) hatten der Fürst und das Domkapitel einen besondern Vergleich unter sich abgeschlossen, um die Art und Weise zu bestimmen, wie man sich in Spänen gegen die Stadt Basel verhalten solle. Beide Theile kamen überein, nur gemeinschaftlich, mit gleichzeitig gefaßtem Rathe zu handeln.

An der im September an den Bischof abgegangenen eidgenössischen Abordnung hatten keine Basler Theil genommen; man wählte geflissentlich bloß Gesandte aus andern eidgenössischen Ständen, damit die Stellung der Gesandtschaft desto unparteiischer wäre. Nun aber, nachdem der Bischof neuerdings die Religionsänderung in verschiedenen Gemeinden betrieben hatte, beschloß der

Rath von Basel (im December 1581), auch noch von sich aus eine Gesandtschaft nach Pruntrut zu senden. Es wurden dazu ausersehen Herr Bonaventura von Brunn, alter Bürgermeister, Hans Jakob Hoffmann, Remigius Fäsch und Ludwig Ringler, sämmtlich Mitglieder des Raths. Sie sollten dem Bischof vorstellen: „Es wäre Ihren fürstlichen Gnaden sonder Zweifel nicht verborgen, daß die Unterthanen, so die Religion des heiligen Evangelii in Ihren Landen angenommen, bei demselben eine lange Zeit und um mehr über die 50 Jahre ruhig verblieben, also daß ihnen einiger Eintrag daran nicht beschehen, wie denn in solcher Zeit, als die hochwürdigen Fürsten und Herren seliger und löblicher Gedächtniß, Bischof Philipp und Bischof Melchior, regiert, ihnen den Unterthanen einige Verhinderung nicht zugefügt worden; welches eine Ursache, daß man in guter Ruhe und Einigkeit, auch freundlicher Nachbarschaft desto besser wohnen und bleiben möge. Dieweil dann Ihrer fürstlichen Gnaden Vorfahren obgemeldet sich so schidlich und freundlich der Religion halber gehalten und zu Ihren fürstlichen Gnaden, daß sie sich gleich ihren löblichen Vorgängern erzeigen werden, wir (der Rath von Basel) nicht geringe Hoffnung tragen, wie dann Ihre fürstlichen Gnaden zu Anfang Ihrer Regierung sich gegen uns, daß sie mit der Stadt Basel bessere Correspondenz, dann vormalen beschehen, halten wollte, gnädiglich begeben und anerboten: so wäre unser dienstlich und freundliches Gesinnen, Ihre fürstlichen Gnaden wollten das alles im Besten erwägen und die Unterthanen bei ihrer bisher geübten Religion gnädiglich bleiben lassen, auch ihnen

daran einige Aenderung nicht thun." Der Bischof, welcher gebeten war, den baslerischen Gesandten sogleich eine willfährige Antwort widerfahren zu lassen, antwortete: was er der Religion halb angeordnet, das sei aus gutem, christlichem, katholischem Eifer, auch tragendem bischöflichen Amte und gar nicht einer Stadt Basel zum Trotz oder Widerwillen vorgenommen worden; auch sei er dazu vermöge der Reichsabschiede und des mit den VII. katholischen Orten der Eidgenossenschaft abgeschlossenen Bundes wohl befugt gewesen; übrigens wiederhole er die Bitte, daß ihm die Gründe mitgetheilt werden möchten, aus denen Basel in bischöflichen Dörfern Rechte ausüben wolle. Die Gesandten von Basel bemerkten hierauf, sie wären nicht gekommen, um zu disputiren, sondern um die Befehle ihrer Obern auszurichten; weitere Gründe, warum sie sich ihrer Religionsverwandten zu Arlesheim und Pfeffingen angenommen hätten, wären sie nicht beauftragt anzuführen. — So gingen denn die beiden Parteien auseinander, ohne daß die Gesandtschaft der Stadt Basel ihren Zweck erreicht oder nur mehr ausgerichtet hätte, als alle frühern Abordnungen an den Bischof.

Bei solchem Stande der Dinge trat man das Jahr 1582 an. Trotz des geringen Erfolges, den bisher die Unterhandlungen mit dem Bischof gehabt hatten, ließ sich Basel doch keine Mühe verdrießen, durch keine Schwierigkeit abschrecken, um mit Vermeidung aller Gewaltthätigkeit, wovor man entschiedene Abneigung hatte, auf gütlichem Wege, auf dem Wege der Vermittlung, den verbürgerten und befreundeten Gemeinden im Bisthum

das seit bald einem halben Jahrhundert ausgeübte Recht der freien Religionsübung zu sichern und zu bewahren. Dieses Bestreben verdient um so mehr Anerkennung, je edler die Mittel waren, die angewandt wurden, und je weniger am Ende der Erfolg das beschwerliche und undankbare Geschäft friedlicher Vermittlung krönte.

Der Gang der Unterhandlungen war folgender.

Das Erste war, daß Basel sich auf eine genauere Anführung der Gründe und Ursachen, aus denen für die zu Arlesheim und Pfeffingen Fürbitte eingelegt worden war, einließ. Diese waren dreierlei Art: 1) die Intercession Basels zur Zeit des Bauernaufruhrs zu Gunsten des Bischofs. 2) Der mit Bischof Philipp im Jahr 1533 aufgerichtete Vertrag. 3) Die den Unterthanen bei seinem Amtsantritt von Jakob Christoph gegebenen Zusicherungen, sie bei ihren alten Gebräuchen und Gewohnheiten bleiben zu lassen. Der Bischof erkennt an, daß Basel zu jeder Zeit die Streitigkeiten, nicht nur während des baurischen Aufruhrs, sondern auch vor und nachher die Unterthanen, so oft sie sich höchsten Ungehorsams und Halsstarrigkeit gegen ihre natürliche von Gott eingesetzte Obrigkeit beflissen, zu gütlicher Vergleichung zu bringen gesucht habe; was jedoch die Verträge von 1533 betreffe, so sei ihm nur bekannt, daß im Jahr 1532 zwischen Bischof Philipp und dem Städtlein Laufen, so wie den Dörfern Waalen, Röschenz und Liechtsperg ein Vertrag aufgerichtet wurde, den er, weil er ohne Vorwissen und Bewilligung des Domkapitels eingegangen worden sei, in seinem Werth und Unwerth auf sich be-

ruhen lassen wolle; von einem Vertrag mit den Aemtern Birseck und Pfeffingen sei ihm aber nichts bekannt. In Beziehung auf seine den Unterthanen bei seinem Amtsantritt gemachten Zusagen bemerkte Jakob Christoph, daß er dieselben gegen männiglich aufrecht und redlich gehalten habe und auch fernerhin mittelst göttlicher Gnaden zu halten gesonnen sei. Er führt ferner an, daß er Niemanden in dem einen oder dem andern Weg wider Recht gezwungen habe, und daß er erbötig sei, bei etwaigem Mißverstand des heiligen Reichs Austragen und des ordentlichen Rechtens sich sättigen zu lassen. Da nun die Stadt Basel für ihr Begehren, eine Aenderung der Religion nicht vorzunehmen, keine genügenden Gerechtigkeiten vorgebracht habe (worauf er doch gedrungen habe), so sei seine freundliche Bitte, sie möge ihm das was er keineswegs aus Trotz oder Widerwillen gegen die Stadt Basel gethan, sondern aus gutem christlichem altkatholischem Eifer, tragenden bischöflichen Amts halben, auch aus Zulassung der Reichsabschiede und vermöge eines bei einer löblichen Eidgenossenschaft wohlhergebrachten Landfriedens, zu keiner Unfreundschaft oder Unnachbarschaft anrechnen, sondern dafür halten, daß er mit männiglich, insonderheit mit der Stadt Basel, in gutem Frieden und guter Nachbarschaft leben wolle. — Basel theilte diese Antwort des Bischofs den Städten Zürich, Bern und Schaffhausen mit und ersuchte dieselben, da ihm diese Aenderung der Religion eine wichtige und hochärgerliche Sache sei, auf einen gemeinschaftlichen evangelischen Tag nach Aarau zusammenzukommen, um sich gemeinschaftlich über die Angelegenheit zu berathen. Zü-

Rath von Basel (im December 1581), auch noch von sich aus eine Gesandtschaft nach Pruntrut zu senden. Es wurden dazu auserfehen Herr Bonaventura von Brunn, alter Bürgermeister, Hans Jakob Hoffmann, Remigius Fäsch und Ludwig Ringler, sämmtlich Mitglieder des Raths. Sie sollten dem Bischof vorstellen: „Es wäre Ihren fürstlichen Gnaden sonder Zweifel nicht verborgen, daß die Unterthanen, so die Religion des heiligen Evangelii in Ihren Landen angenommen, bei demselben eine lange Zeit und um mehr über die 50 Jahre ruhig verblieben, also daß ihnen einiger Eintrag daran nicht beschehen, wie denn in solcher Zeit, als die hochwürdigen Fürsten und Herren seliger und löblicher Gedächtniß, Bischof Philipp und Bischof Melchior, regiert, ihnen den Unterthanen einige Verhinderung nicht zugefügt worden; welches eine Ursache, daß man in guter Ruhe und Einigkeit, auch freundlicher Nachbarschaft desto besser wohnen und bleiben möge. Dieweil dann Ihrer fürstlichen Gnaden Vorfahren obgemeldet sich so schidlich und freundlich der Religion halber gehalten und zu Ihren fürstlichen Gnaden, daß sie sich gleich ihren löblichen Vorgängern erzeigen werden, wir (der Rath von Basel) nicht geringe Hoffnung tragen, wie dann Ihre fürstlichen Gnaden zu Anfang Ihrer Regierung sich gegen uns, daß sie mit der Stadt Basel bessere Correspondenz, dann vormalen beschehen, halten wollte, gnädiglich begeben und anerboten: so wäre unser dienstlich und freundliches Gesinnen, Ihre fürstlichen Gnaden wollten das alles im Besten erwägen und die Unterthanen bei ihrer bisher geübten Religion gnädiglich bleiben lassen, auch ihnen

thunlichsten sei, mit und durch freundliche Unterhandlung dieser Sache ferner zu pflegen und zu begegnen. Weil aber die Stadt Basel nunmehr als eine Partei erscheine und es sich für sie nicht zieme, mit öffentlicher Handlung Jemanden zu ersuchen, so haben die Gesandten der übrigen drei Städte, mit Genehmigung Basels, sich über folgende zwei Mittel besprochen, die zu solcher Handlung an die Hand zu nehmen wären. Erstens: Eine besondere Gesandtschaft der drei Städte soll sich zu dem Bischof verfügen; diese solle dem Bischof vorstellen, falls Jemand da, wo bisher die reformirte Religion allein gepredigt wurde, der Messe begehrte, möge er denselben solches wohl vergünstigen, doch daß Niemand anders dazu genöthigt und gezwungen werde, sondern an selbigen Orten und Enden soll in Glaubenssachen ein freier Stand gelassen werden. Zweitens: die drei evangelischen Städte möchten entweder allein bei den Städten Freiburg und Solothurn, oder auch zu Luzern, von Ort zu Ort durch Aussendung ihrer Rathsgesandten an- und vorbringen, welche Aenderung der Bischof von Basel vornehme, und dieselben, als mit ihm verbündete Orte ersuchen, den Bischof freundlich abzuweisen, damit man so in eine gütliche Handlung gerathen könnte. Schließlich ermahnten die drei Städte die Stadt Basel, bei ihren Bürgern dahin zu trachten, daß sie keine Gewaltthätigkeit vornehmen, sondern, wenn der Bischof eine weitere Aenderung beabsichtigen sollte, denselben durch ein freundliches Schreiben abzumahnen, ihnen selbst aber unverzüglich darüber Bericht zu erstatten. — Man sieht, die evangelischen Städte, so sehr sie von aller Gewaltanwendung absahen

gingen doch in ihren Beschlüssen einen Schritt weiter, als früher, und stellten ernstere Maßregeln in Aussicht. Der Bischof, der ohne Zweifel davon Kunde erhielt, wurde plötzlich zurückhaltender in der Ausführung seiner Pläne; wenigstens war er so klug, keine neue Religionsänderung vorzunehmen und sogar die Predigt des göttlichen Wortes zu Pfeffingen wieder zuzulassen, so daß Basel bei seinen evangelischen Miteidgenossen darauf antragen konnte, die Sachen bis auf weitere Zeit einzustellen und zuzusehen, was der Bischof ferner vornehmen wollte. Damit waren denn diese auch einverstanden, und es ging demnach von ihrer Seite die zu Aarau beantragte Gesandtschaft nicht nach Pruntrut ab, hingegen begab sich am 12. Februar eine baslerische Abordnung, bestehend aus Burgermeister Von Brunn und den Rathsgliedern Hans Jakob Hoffmann, Remigius Fäsch und Ludwig Kingler, zu dem Bischof, die diesem die bekannten, schon oft vorgebrachten Gründe wiederholte und beauftragt war, falls jener auf Antastung der Religion und Gewissen bei den verbürgerten Unterthanen bestehen sollte, ihm rundheraus zu erklären: „daß er auf diese Art der Stadt Basel Ursache geben werde, ein Nachgedenken zu haben, wie solchem zu begegnen sei.“

Während auf diese Weise mehr als je Hoffnung vorhanden war, den Streit mit dem Bischof auf gütliche Weise zu erledigen, nahmen die Dinge plötzlich eine andere Wendung. Sei es, daß Jakob Christoph durch die fast einer Drohung gleichkommende Erklärung der baslerischen Gesandten gereizt, sei es, daß er von seinen katholischen Mitverbündeten oder dem päpstlichen Nuntius

heimlich aufgestiftet wurde, genug, statt sich ferner in erfolglose schriftliche Unterhandlung einzulassen, antworterte er auf einmal mit Thaten, die hinlänglich bewiesen, daß er von seinem wohlüberlegten und planmäßig betriebenen Vorhaben nicht im Geringsten abzustehen gesonnen sei. Am 16. Februar Abends langte unvermuthet der Propst von Münster in Begleit einiger katholischer Priester, welche das Gefolge des Bischofs bildeten, der ebenfalls von Delsberg her im Anzuge war, zu Lauffen an, und nahm ohne weiters den Kirchenschlüssel zu Handen; die bischöflichen Amtleute geboten, aus Auftrag des Bischofs, den fünf Dörfern Brislach, Waalen, Röschenz, Tuttingen und Zwingen bei Leibesstrafe, sammt und sonders, Mann und Weib, Jung und Alt, Sonntags Vormittags den 18. sich in der Pfarrkirche zu Lauffen einzufinden und allda anzuhören, was ihnen Ihre fürstliche Gnaden in Person vorbringen werde. Gewaltige Aufregung bemächtigte sich der Bürgerschaft von Laufen; sie zeigte dem Rath zu Basel die Sache an und konnte von den beiden evangelischen Pfarrern, J. J. Gugger und Tobias Rupp, mit Mühe davon abgebracht werden, die Thore zu schließen und Niemanden in dieselbe einzulassen. An dem genannten Sonntage begab sich der Bischof sammt seinem Gefolge in die Kirche und ließ etliche Kerzen anzünden, sowie eine gemalte Tafel aufrichten. Die zusammengerufenen Gemeinden waren ebenfalls zahlreich erschienen; auch die beiden evangelischen Pfarrer waren anwesend. Der Bischof sprach hierauf ungefähr Folgendes:

„Liebe, getreue, günstige Unterthanen. Nachdem euch ohne

allen Zweifel wohl bewußt, wie ich als ein verordneter Bischof zu Basel, der ich mich nicht selbst eingedrängt habe, sondern ordentlich erwählt worden und eure geistliche und weltliche Obrigkeit bin, erstlich zu Arlesheim und darnach zu Pfeffingen vorgenommen und auch schon ins Werk gesetzt habe, daß sie meiner Religion und meines Glaubens sein sollen und sind: so bin ich auch zu euch gekommen hieher nach Laufen, daß ihr auch dasselbige anwenden sollet; da ich nun Solches vornehme, könnet ihr wohl denken, daß es nicht geschieht ohne Ursachen, da ich sonst wohl anderes zu thun hätte; weil ich es aber doch thue, geschieht es von wegen meines Amtes und eurer Seligkeit, und daß ich gern wollte, daß ihr nicht von den neuen Gesellen verführt würdet. Derhalben, liebe Unterthanen, kehrt wiederum zurück zur alten, wahren, katholischen Kirche, in welcher eure lieben Alten getauft wurden und gelebt haben, auch darin seliglich verschieden sind und ohne allen Zweifel bei Gott im Himmel leben. Denn diese Lehre, die ich euch jetzt bringe, ist keine neue, oder daß ich einen neuen Brauch machen wollte, sondern es ist der alte Brauch, den vor 300 Jahren meine Vorfahren, Bischöfe zu Basel, gebraucht haben. (Hier ließ sich der Bischof weitläufig aus über die katholische Kirche, derselben Succession von Petrus bis auf den jetzigen Papst). Die Päpste (so fuhr er fort) haben auch alle unter einander übereingestimmt, nicht so wie die jetzigen vor 60 Jahren eingeführten neuen Lehrer, die unter sich wie Hund und Katzen zertrennt und zertheilt sind. Das ist nicht die wahre Kirche und ihre Bekenner sind nicht die wahren Jünger Christi. Wehe

über mich, wenn ich euch nicht wieder zur katholischen Kirche zurückführe, auch wehe über euch, wenn ihr mir nicht folget! Ich will euch fürohin das lautere Evangelium lehren und lehren lassen durch tüchtige Personen, so ich dazu verordnen werde und das meines tragenden Amts halben. Scheuet euch nicht vor der Messe, welche die Neugläubigen verschmähen, sie ist ein heiliges Sakrament, darin Christi Leiden gedacht wird, und hat Luther selbst bekannt, er habe Unrecht gethan im Abschaffen der Messe, wie er im Buch von der Winkelmeß bekennt, denn ers aus Teufels Eingeben gethan. Ich hätte Macht, euch dazu zu nöthigen, wie es in andern Fürstenthümern geschieht, aber ich will mildiglich verfahren. Und wenn ihr leben werdet, wie katholischen Leuten zusteht, so setze ich meine Seele zum Pfand am jüngsten Tag, daß ihr keine Klage über mich haben, daß ihr an mir nicht einen Fürsten, sondern einen gnädigen Vater haben werdet. Dagegen aber, so sich Jemand meiner Religion wiedersetzen sollte, so würde ich mit ihm sämmtliche Sachen vornehmen, die dann mir wohl bewußt sind; ich würde ihn mit Weib und Kind aus dem Land vertreiben und nicht ermangeln, an die Stelle der ungehorsamen andere gehorsame Unterhanen hin zusetzen."

Nachdem der Bischof Solches in unzusammenhängender Weise vorgebracht, bestieg ein katholischer Priester die Kanzel, wo er auch „ein wildes Leben geführt" (wie ein Bericht meldet). Mittlerweile wurde durch den Stallknecht des Bischofs aus dem Wirthshaus ein Tisch in die Kirche getragen, und nun begann die Messe. Da aber verließ das Landvolk, das den Bischof bis da-

hin ruhig angehört hatte, sammt und sonders die Kirche; es blieben bloß einige junge Leute „von Wunders wegen“ zurück.

Während die guten Lauffener noch in großer Angst dastanden und nicht wußten, was sie anfangen sollten, kam ein Bote von Basel mit der Antwort des Raths auf die Anzeige, daß der Bischof nächtlicher Weile eingetroffen und Willens sei, eine Religionsänderung durchzusetzen. Der Rath von Basel ermahnte die Lauffener, sich bei der aus Gottes Wort erlernten seligmachenden Religion standhaft zu erzeigen, was der Bischof gethan, schnell zu berichten, und versicherte sie, als getreue Bürger, daß er ihnen jederzeit behilflich und berathen sein werde. Dieser Brief war wahrer Balsam für die Wunden der niedergeschlagenen Landleute; als man ihn ablas, war Niemand, dem seine Augen nicht naß wurden. Der Bischof, dem die Sache zu Ohren kam, gab sich vergebliche Mühe, in den Besitz dieses Schreibens zu gelangen; auf eine von ihm deshalb gethane Anfrage erhielt er keine Antwort, und als es Abend wurde, ritt er nach Delsberg zurück mit dem Bescheid: er habe nicht Zeit auf Antwort zu warten, wolle aber zusehen, was sie weiters thun wollten.

Auf diesen Schritt des Bischofs hin sandte Basel sogleich eine Rathsbotschaft nach Pruntrut: man hätte sich zu Basel eines solchen nächtlichen Ueberfalls, wie ihn der Bischof gegen Laufen ausgeübt, nicht versehen; man bitte die Laufener vermöge des Vertrags von 1533 bei ihrer Religion bleiben zu lassen, und weder gegen sie noch gegen andere mit Basel verbürgerte Dörfer eine Aenderung vorzunehmen. Der Bischof antwortete: was er

zu Laufen, Pfeffingen, Arlesheim gethan und in den übrigen fünf Dörfern, Reinach, Oberwyl, Therwyl, Ettingen und Almschwyl, vorzunehmen bedacht und bereit sei, dessen sei er als Fürst des Reichs zu thun befugt. Hartnäckiger als je beharrte er auf seinem Vorhaben, so daß man wohl sah, daß er sich nicht wenig auf das mit den VII katholischen Orten abgeschlossene Bündniß verlasse.

Indessen befahl der bischöfliche Vogt zu Delsberg und Zwingen den Unterthanen aus den Aemtern Zwingen und Blauen, sich auf den nächsten Sonntag, den 25. Februar, in Laufen einzufinden und daselbst anzuhören, was man mit ihnen reden werde. Basel rieth den Laufenern, diese Reden anzuhören, jedoch der Messe sich nicht zu unterziehen, und so bald als möglich zu berichten, was vorgegangen sei. An besagtem Sonntage erschien der Vogt von Delsberg in Laufen, klagte die beiden dortigen reformirten Prediger als Aufrührer an und gebot ihnen im Namen des Fürsten, sich behutsam zu halten mit Worten, oder der Fürst werde ihnen den Lohn geben. Die Unterthanen wurden in die Kirche geladen, wo sie auch erschienen. Als sie aber die solothurnischen Farben erblickten, verließen sie eilends das Gotteshaus, griffen zu Wehr und Harnisch und schlossen die Thore, um sich gegen jeden Ueberfall zu sichern. Es waren drei Punkte, über welche der Fürst sie zur Verantwortung stellen ließ: 1) was sie denen von Basel und diese ihnen zugeschrieben hätten, 2) daß sie künftighin bei ihren Eiden an keinem Ort Rath suchen sollen, 3) daß sie die Priester oder diejenigen, welche dem katholischen

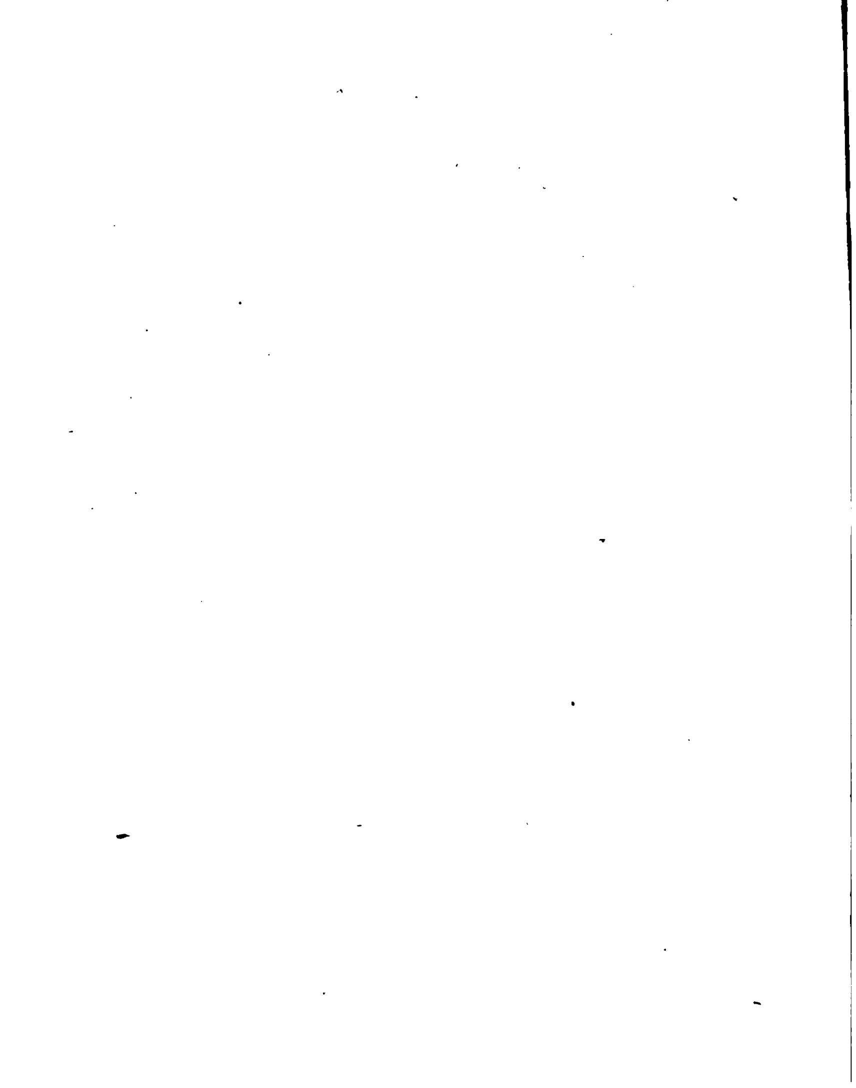
Gottesdienst anhangen oder beiwohnen würden, ungeirrt und mit Worten oder Werken unangetastet lassen, bei Vermeidung schwerer Ungnade und Strafe von Seiten des Fürsten. Die Unterthanen der Aemter Zwingen und Laufen erließen auf dieses hin eine äußerst demüthige Bitschrift an den Bischof, in welcher sie sich in Beziehung auf die zwei ersten Punkte auf den bestehenden Gebrauch beriefen und in Beziehung auf den dritten um Gottes willen ihn demüthigst baten, die Messe wo möglich wiederum abzustellen und sie, wie die frühern Bischöfe von Basel, bei evangelischer Lehr und Predigt gnädiglich verbleiben zu lassen. Die Stadt Basel theilte übrigens das Vorgefallene den Städten Zürich, Bern und Schaffhausen mit und fragte bei denselben an, ob jetzt nicht Grund genug vorhanden wäre, zu dem auf dem Tag zu Aarau (am 25. Januar) besprochenen zweiten Mittel — Absendung einer evangelischen Rathsbotschaft an die katholischen Orte — zu schreiten. Die evangelischen Städte wären wohl bereit gewesen, Basel zu entsprechen, fanden aber die Frist zu kurz, da sich in Zeit von ungefähr vierzehn Tagen, Anfangs des Monats März, die Tagsatzung zu Baden versammeln sollte. Es wurde daher verabredet, sich einen Tag früher in Baden einzufinden, um dort erst weitere Rücksprache zu nehmen.

Indessen ereignete sich in Laufen ein Vorfall, welcher nichts weniger als geeignet war, den Bischof zu nachsichtlicher Duldung zu stimmen, auch wenn Jakob Christoph ein minder reizbarer Mann gewesen wäre, als er wirklich war. Freitags den 2. März wurde nämlich die Kirche zu Laufen aufgebrochen, mehrere Zier-

rathen zerstört, etliche Bilder zerschlagen und auf den Kirchhof geworfen. Wer diese That verübt, war unbekannt. Meier und Rath von Laufen behaupteten in einer unterthänigen Supplication an den Landesherrn, daß sie diesem Frevel durchaus fremd seien, und daß er „durch unruhige friedhäßige Lüt, die nit zu Lauffen gesessen“ vollbracht sein müsse. Der Bischof schrieb ihnen zurück, er wolle sich Obrigkeit halber dieser und anderer hievor verlaufener Handlungen wegen die gebührende Strafe vorbehalten; er verlangte ferner Mittheilung des Burgrechts mit Basel im Original, worauf jedoch Laufen, auf Basels Rath, eine ausweichende Antwort gab. Basel that Alles mögliche zu Gunsten seiner Bürger und Religionsverwandten im Laufenthal. Es schrieb an Solothurn, um dieses auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche für dasselbe entstehe, wenn der Bischof, sein Nachbar, Kriegsvolk sammle, um seine Pläne mit Gewalt durchzusetzen. Es schrieb unterm 8. März an den Bischof selbst, und zwar machte es jetzt einen Vorschlag, welcher dem ganzen Streit eine andere Wendung gab. Es ließ nämlich jetzt dem Bischof in Beziehung auf die obschwebenden Zwistigkeiten das Recht anbieten und ihn ersuchen, bis auf rechtliche oder gütliche Erörterung der Sachen still zu stehen.

Die Erfahrung hatte gezeigt, daß man auf dem bisherigen Wege des Hin- und Herschreibens und der Gesandschaftsabsendung zu keiner Erledigung des Streits gelangen könne; es mußte daher ein anderes Mittel ausfindig gemacht werden. Basel hat den Schritt (und es war ein gewagter) von sich aus und zuerst

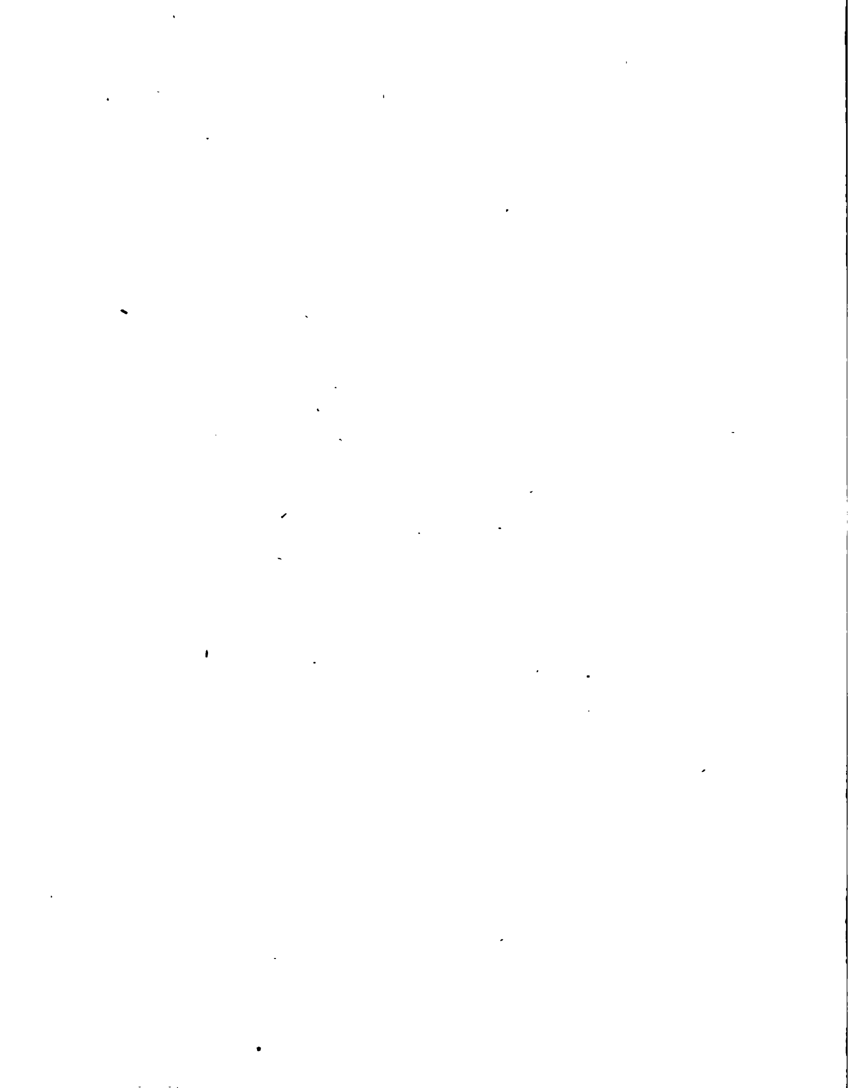
gethan, ohne Zweifel entmuthigt durch die Erfolglosigkeit seiner bisherigen Bestrebungen, in gutem Vertrauen auf sein Recht und von dem Wunsch beseelt, seinen verbürgerten Unterthanen kräftigen Schutz zu gewähren und die reformirte Religion aufrecht zu erhalten. Allein es scheint doch den gethanen Schritt in allen seinen Folgen nicht gehörig zum Voraus erwogen zu haben. Der Bischof schien von dem Anerbieten anfänglich selbst überrascht; er schrieb an Basel zurück: er trage gegen männiglich, viel weniger gegen die Stadt Basel, gütlicher Handlung, oder wo dieselbe nicht statthaben möge, rechtlicher Erörterung gar keinen Abscheu, verhoffe aber, sie werden sich der Sachen wohl auf freundliche Mittel gegen einander vergleichen, also daß keiner Rechtsübung von Nöthen sein werde. Bald sah aber er ein, daß er auf diesem Wege nicht nur nichts verlieren, sondern nur gewinnen könne, und hielt daher mit Eifer an dem dargebotenen Mittel fest.



Zur Sittengeschichte Basels.

Von

Dr. J. A. Fechter.



I.

Belustigungen und Festfreuden der Knaben im XVI. Jahrhundert.

Die Geschichte eines Gemeinwesens wird, wenn sie den Vorwurf der Einseitigkeit nicht verdienen will, das Volksleben nach all seinen Seiten hin nicht unberücksichtigt lassen. Sie wird die Bürger nicht blos in Krieg und Fehden vorführen oder uns zeigen, wie sie und ihre Vertreter über die wichtigsten staatlichen Interessen tagten und riethen, sondern sie wird sich auch dem fröhlichen Treiben, den öffentlichen Freuden und Festen des Volkes zuwenden; sie wird uns nicht blos die ernste, sondern auch die heitere Physiognomie des Volkes sehen lassen. Und zu dieser heitern Physiognomie des Volkes liefern auch die Ergötzungen und öffentlichen Freuden der Jugend einige Züge; bildeten ja doch einige derselben entweder einen integrierenden Theil der öffentlichen Festfreuden der Alten oder waren deren Abbild. Denn auch hier findet das Sprichwort seine Anwendung: „Wie die Alten sungen, zwitscherten die Jungen."

Wenn auch manches Spiel und manche Belustigung der Jugend durch die eigenthümlichen Verhältnisse früherer Zeiten auch eine eigenthümliche Färbung bekommen hat, so treffen wir hinwiederum andere an, welche den heutigen so ähnlich sehen und den Charakter unsrer Zeit so sehr an sich tragen, daß man den Zwischenraum der dazwischen liegenden Jahrhunderte vergißt und den Typus unsrer heutigen baslerischen Jugend wieder zu erblicken glaubt.

Wollten wir eine gewisse Vollständigkeit erzielen, so müßten wir diejenigen Belustigungen und Festfreuden nicht unberücksichtigt lassen, welche mit Kirche und Schule in enger Verbindung standen, müßten das zu Ehren des heil. Gregorius gefeierte Schülerfest, die stürmischen Freuden der Posselnächte in der Adventszeit und namentlich an der Vigilie von Weihnachten schildern; müßten reden von dem Umherstürmen der Schüler in Verkleidung von Teufeln auf den Straßen und selbst in den Kirchen und von andern Belustigungen der Art. Wir würden jedoch nur wiederholen, was wir bereits in dem zur fünften Säcularfeier des Erdbebens herausgegebenen „Basel im XIV. Jahrhundert" geschildert haben. Wir beschränken uns hier blos auf diejenigen Belustigungen und Festfreuden der Jugend, welche mit Kirche und Schule in keiner Verbindung stehen.

Wehr und Waffen — sie haben von jeher eine magische Zauberkraft auf die männliche Jugend ausgeübt, und nicht leicht ist etwas anderes im Stande die Phantasie und den Nachahmungstrieb des jungen Geschlechtes in höherem Grade in Anspruch zu

nehmen. Der gewappnete Ritter, der geharnischte Bürger, wenn er in den ernsten Kampf oder zum heitern Waffenspiel zog, war für den Knaben ein Ideal, und mußte es in einem republikanischen Gemeinwesen um so eher werden, je mehr sich bei der Jugend das Bewußtsein entwickelte, daß auch sie zum Schutze des Gemeinwesens einst berufen sein werde.

Noch lange bildete im XV. Jahrhundert die Armbrust die Waffe des Schützen. Mit der Armbrust in der Hand schweiften die Jäger innerhalb und außerhalb der Kreuzsteine unserer Stadt umher, um etwa einen Hasen oder einen Fuchs mit seinem Bolzen zu schießen, und als der Gebrauch der Büchsen allmählig sich ausdehnte, und selbst als man nur noch Büchsenschützen im Felde kannte, blieb die Armbrust noch mehrere Jahrhunderte hindurch das Schießgewehr, das für heiteres Waffenspiel Jung und Alt liebgewann. Unsere Armbrustschützen zogen nicht nur in die Städte der nächsten Umgebung, wie Colmar, Schlettstadt, sondern auch nach Luzern, Schwyz, selbst nach Augsburg, um zu „oventüren", und erhielten vom Rathe eine Beisteuer zu ihrer Reise, und der St. Petersplatz, wo der Schießplatz unsrer Armbrustschützen war, und wo dieselben, unter den „Hüslinen" stehend, gegen den „Schießrein" schossen, sah hinwiederum oft die Nachbarn der umliegenden Städte, zumal der Eidgenossen; selbst das Wallis schickte etwa auch seine Repräsentanten. Dieses Armbrustschießen war nun auch ein der Jugend liebgewordenes Waffenspiel, das selbst vom Rathe gehegt und gepflegt wurde. Seit dem Anfange des XVI. Jahrhunderts hatten „die jungen Knaben" jedes Jahr ihre

übungen, für welche der Rath die Schießgaben spendete und einen Schußrein bauen ließ [1]), und von jener Zeit an wiederholen sich in den Ausgaben des Rathes jährlich die Posten: gegeben den jungen Knaben mit „den Yben für ihr gaben." Der Schießbogen der Knaben nämlich bestand aus Ybenholz, wie dieß noch jetzt hie und da z. B. im Appenzellerland der Fall ist. Wenn dann ein Schuß gefallen war, so sah man, „wie gemalte Männlein, weiß und schwarz, von Karten gemacht, (welche im Zeughause aufbewahrt wurden) herzuruckten und zeigten." [2]) Die Gaben, welche der Rath den Knaben spendete, bestanden aber nicht in baarem Gelde, sondern in Schürlitztuch [3]), weiß und schwarz, so daß daraus nach der Sitte jener Zeit getheilte Hosen verfertigt werden konnten. 1510 giebt z. B. der Rath „9 Pfd. um zwei Schürlitz Augsburgertuch schwarz und weiß den Knaben zu verschießen." Die ältern Leute unsrer Generation haben in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts noch den letzten Ausläufer dieser Sitte in dem sogenannten „Fähnlizug" mit dem weiß und schwarzen „Röllelimann" an dessen Spitze gesehen.

Zu den beliebten Belustigungen von Alt und Jung gehörten die Kirchweihen (Kilbenen). Es wurde rings um die Stadt keine

---

[1]) 1505. (gegeben) 8 ß. den jungen knaben uf dem platz ein schießrein zu machen. (Aus den Rechnungsbüchern des Raths.)

[2]) Siehe Felix Platters Biographie S. 120.

[3]) 1507. gegeben 4 Pfd. 1 ß. 3 D. umb schürlitz den jungen knaben uf dem platz zu verschießen.

Kirchweihe gefeiert, zu der nicht eine Menge Volks aus der Stadt herausströmte. Die Belustigungen scheinen daselbst so roh und derb gewesen zu sein, daß der Rath zu wiederholten Malen vom Rathhause herunter den Besuch dieser Kirchweihen zu untersagen sich veranlaßt sah, „da die Leute auf solchen Kirchweihen fast muthwillig und unzüchtig sind, so daß davon einst großer Kummer und Unlust wachsen und uferstan möchte.“ Eine Kirchweihe der Nachbarschaft dagegen wurde, um uns so auszudrücken, offiziell besucht und begangen — und das war die Kirchweihe von Liestal, am 21. August. In kriegerisch geordnetem Zuge zogen unter dem Banner der Stadt die Bürger Basels aus, Trommeln und Pfeifen an der Spitze des Zuges, geführt von ihren Hauptleuten. Diese, so wie die Venner, die Trommler und Pfeifer besoldete für diesen Tag der Rath. Das war nun eine Festlichkeit, an welcher auch die Knaben Theil nahmen; ihre Yben auf der Schulter, schlossen sie sich dem Zuge der Alten an, um an der „Kurzweil“ zu Liestal Theil zu nehmen, und erhielten vom Rathe eine Gabe an Schürlitz.[1] Oder wenn die Knaben nicht nach Liestal zogen, so zogen sie, wie z. B. 1531, dem von Liestal heimkehrenden Zuge bis St. Jakob entgegen. Nicht weniger als 1300 „gerüstete“ Knaben waren es, welche damals mit 500 Mannen die Heimkehrenden an der Birs empfingen.

---

[1]) 1505. 14 Pfd. 6 ß. 2 D. verzert von hauptleuten, venner und anderen verordneten, als die uf die kilchwihe gen Liehstall zogen sind. 6 ß. den jungen knaben an schürlitz, so von hinden mit den yben gangen sind.

Selbst an Festlichkeiten, welche eher einen politischen Charakter hatten, ließ der Geist des XVI. Jahrhunderts die Jugend Theil nehmen, und es ist nicht zu läugnen, daß die Theilnahme an solchen öffentlichen Festen selbst sowohl, als das Andenken an dieselbe in den jungen Herzen einen gewissen Bürgersinn und ein Bewußtsein des Werthes und der Geltung eines Bürgers zu wecken und zu nähren geeignet war. Im Jahre 1512 hatten die Eidgenossen zu großem Danke des Papstes Julius beim großen Pavierzug die Franzosen aus dem Mailändischen vertrieben; unter ihnen standen 400 Basler mit ihrem Hauptmann Jakob Meyer zum Hasen. Zur Belohnung für die geleisteten Dienste gestattete ihnen der Papst ein neues Panner anzufertigen, in welchem der Baselstab golden war und oben zur linken Seite der englische Gruß angebracht war. Sofort wurde ein solches Banner von Damast, der englische Gruß in Perlen gestickt, in Mailand angefertigt, und als die Basler unter diesem Panner mit vergoldeter Stange heimkehrten, zogen ihm zur Begrüßung 500 gewappnete Burger und nicht weniger denn 900 junge Knaben, mit Harnischen und hölzernen Hellebarden gerüstet, mehrere Roßläufe weit entgegen. Nach dem Einzuge in die Stadt ließ der Rath unter die Knaben Obst und „Mütschelin" (Brötlein) vertheilen. [1])

Von tiefer gehender Bedeutung war aber die Theilnahme, welche der Rath bei der Feierlichkeit der Bundesschwures 1501

[1]) 1512. (Gegeben) 16 Pfd. 10 ß. 2 D. den jungen knaben umb obs und mütschellen, als sy dem nüwen panner engegenzogen.

der Jugend gestattete. Als die Boten der Eidgenossen ankamen, zogen nicht nur die Erwachsenen denselben entgegen, sondern der Rath hatte auch die Jugend zu diesem Zwecke aufgeboten. Diese Knaben waren Zeugen, und, zu Männern herangewachsen, konnten sie es ihren Kindern und Kindeskindern erzählen, wie unter dem Eschemerthor den Boten der lieben Eidgenossen der Ehrenwein zum Willkomm gereicht wurde, und wie sie wieder in der Vorstadt im Wirthshause zum Hirzen hielten und mit ihren neuen Bundesbrüdern frohen Herzens tranken und zehrten. Den Knaben aber ließ der Rath auf seine Kosten wiederum Brötchen vertheilen.[1])

Die Jugend wußte aber auch von sich aus sich ihre Belustigungen zu verschaffen. War ein Schnee gefallen, so sah man die Knaben neben den Alten in der Stadt die Berge auf Schlitten, Dielen, Leitern und andern Dingen hinunter fahren und gleiten, des Nachts sogar mit lodernden Fackeln. Aber schon 1506 ließ der Rath zum großen Verdruß der lieben Jugend durch einen Ruf überall in der Stadt das Schlittenfahren verbieten, hatte aber doch noch so viel Barmherzigkeit, daß er am Kolenberg den Knaben gestattete „mit ihren kleinen Schlitten zu kurzweilen.“ Ebenso sah er sich auch veranlaßt, dem Schießen „mit Schlüsseln und andern Büchslinen“ 1526 durch ein Verbot Einhalt zu thun.

---

[1]) 1501. (Ggeben) 9 ß. 4 D. dem wirt zem Hirtzen, als unser eidgnossen únder dem thor und in der vorstadt hielten, by im vertrunken und verzert.

3 Pfd. 2 ß. 4 D. geben den knaben umb brot, die unsern eidtgnossen engegenzogen waren.

Wie sehr endlich in der Jugend des XVI. Jahrhunderts die Jugend unserer Zeit wieder zu erkennen ist, dafür spricht folgender Zug. Daß namentlich in Zeiten des Kriegs und der Parteiungen sich auch oft die Knaben in zwei feindliche Lager trennen und zusammengeschaart gegeneinander zu Felde ziehen und sich gelegentlich durchprügeln, das gehört auch zu unsern Erlebnissen. Und nicht anders war es in frühern Jahrhunderten. Damals als die Eidgenossen und unter ihnen auch die Basler sich an den mailändischen Kriegen betheiligten die Einen es mit dem Papste hielten, Andere französischem Gelde nicht unzugänglich waren, scheint auch die Jugend von der Kriegslust angesteckt worden zu sein. Es bildeten sich unter derselben Parteien. Unter einer Fahne vereinigt, zog die eine gegen die andere, und mehrmals waren die Straßen der Stadt der Schauplatz eines jugendlichen Kampfes, bis endlich der Rath sich in das Mittel legte und 1513 von der Treppe des Richthauses Folgendes verkünden ließ: „Es vernehmen unsre Herren, wie die jungen Knaben sich rotten, mit Fähnlinen gegen einander ziehen und einander unterstehen zu schlagen, des sich die Alten annehmen und Unwill davon entstehen möchte; solchem vorzusein, gebieten unsre Herren einem jeglichen bei pön von X ß. solches bei den Kindern abzustellen.“

II.

Das Turnier des Spaniers Johann von Merlo zu Basel. 1428.

Das Basler Taschenbuch von den Jahren 1854 und 1855 hat S. 191 auf die Erwähnung des im Jahre 1428 zu Basel gehaltenen Turniers zwischen dem Spanier Johann von Merlo und dem Basler Heinrich von Ramstein aufmerksam gemacht, welche sich im berühmten Roman „Don Quixote“ findet. Das Turnier hat schon Wurstisen kurz beschrieben und, ihm ganz folgend, Ochs. Abgesehen aber davon, daß Wurstisen bei dieser in seiner Chronik niedergelegten Beschreibung manches Einzelne zu übergehen genöthigt war, sind ihm auch in der Schilderung der Art des Kampfes selbst aus Versehen einzelne Unrichtigkeiten untergelaufen, so daß eine den noch vorhandenen actenmäßigen Quellen folgende Darstellung dieses Kampfes immerhin eine gewisse Berechtigung hat. Diese Quellen sind 1) das sogenannte „Rufbüchlein“, welches einen Ruf (eine Verordnung) von dem dem Turnier vorangehenden Tage enthält, durch welchen die Bürgerschaft vom Rathe von den von ihm auf dieses Turnier getroffenen Maßregeln in Kenntniß gesetzt wird; 2) die Kampfbedingungen („der Rottel“), zu welchen Johann von Merlo seinen Gegner verpflichtete, nebst einigen Angaben über den Erfolg des Kampfes in dem Bande „Ordnungen und Verträge 1417 bis 1430“, beide im hiesigen Staatsarchive.

Es war Sonntags vor St. Lucientag (13. December) des Jahres 1428, als man nach der Verordnung des Rathes in allen Kirchen um 9 Uhr des Morgens ausgesungen hatte und der Gottesdienst zu Ende war. Vor dem Richthause versammelten sich die Bürger von den Zünften mit ihrem ganzen Harnisch angethan. Auf dem beschneiten Münsterplatze füllten die aufgeschlagenen Gerüste sich mit den Rathsherren und mit den Rittern und die auf den Platz ausmündenden Straßen ergossen eine Menge Volks. Um einen freien Platz zogen sich nämlich auf Burg „zweifältige Schranken nahe bei der Münchenkapelle gegen Meister Josten Hof (das heutige Gymnasium) vier Schritte davon und [das im Kreise] herum bei 60 Schritten in gleicher Weise und ein Gerüste empor von den Schranken bis an die Mauer von Meister Josten Hof.“ [1]) Auf diese „Brüge“ (dieses Gerüste) trat der Burgermeister und neben ihn Matthis Schlosser, der das Banner trug, der Zunftmeister und die Räthe in ihren Panzern und „schlechten“ Harnischen, der Kampfrichter und die Kreiswärter. Zwischen die beiden Schranken traten 500 gewappnete Burger von den Zünften, und bei jeder Zunft war je ein Rathsherr, bei jedem der drei Durchpässe hüteten vier geharnischte Mannen. Aller Augen waren auf den Ring, den freien Platz in der Mitte, gerichtet, als ein edler fremder Herr aus Spanien, Johann von Merlo, in denselben trat, gewappnet mit Harnisch von unten bis oben, bewehrt mit Glene oder Spieß, mit Streit-

[1]) Wörtlich wie in den „Ordnungen und Verträgen.“

axt, mit Schwert und mit Degen, und mit ihm, auf eben dieselbe Weise gewappnet, Heinrich von Ramstein, Burger von Basel.

Johann von Merlo war ein Spanier. Er war auf Abentheuer ausgeritten durch manche Lande und hatte niemand gefunden, der sich mit ihm schlagen wollte, bis er nach Basel kam und den frommen, festen Heinrich von Ramstein fand, welcher sich mit ihm zu schlagen anheischig machte. Den Herren des Rathes wäre es lieber gewesen, wenn diese Sache zwischen beiden anderswo ausgetragen worden wäre; denn sie befürchteten, daß bei der großen Masse des Volkes leicht, wie es einst bei dem Turniere von 1376, der sogenannten bösen Fasnacht, geschehen war, Gewalt und Ueberdrang sich erheben möchte. Da aber zwischen den beiden Gegnern schon alles verhandelt und verbrieft war, so hatte der Rath zum Kampfe die Zeit und den Ort festgesetzt und den fremden Herrn „getröstet vor der Gethat, in der Gethat und nach der Gethat, so lange er hier bleiben würde, mit seinen Briefen.“

Schon am Sonnabend hatte man vom Richthause herab den Ruf der Räthe vernommen, welche die Bürger und Einwohner auf das vorbereiteten, was Sonntags vor sich gehen sollte, und zugleich mit den Maßregeln bekannt machte, welche dieselben der Sicherheit wegen getroffen hatten. Bei Eiden, bei Ehren, bei Leib und Gut hatten sie geboten, daß niemand einer der beiden Parteien mit Hilf, Rath und Gethat „zu noch von legen solle“, daß Niemand dem fremden Herrn noch den Seinen irgend ein Laster noch Leid noch Widerdruß oder Schmachheit mit Worten oder Werken erbieten oder thun soll, und daß niemand der Räthe

Tröstung an ihm brechen soll. Niemand solle mit Schnee oder andern Dingen werfen oder irgend einen Schimpf treiben, lachen oder Gereize machen, niemand in Böckenweise (eine Art sich zu verkleiden) gehen, kein Mann sich in Frauenkleider, keine Frau sich in Mannskleider „verwandeln." Den Frauen wurde geboten daheim zu bleiben bei ihren Kindern und des Feuers zu hüten, da es den Frauen nicht zustehe, solches Waffenspiel zu sehen. Zur Vorsicht hatte der Rath in der großen Stadt alle Thore bis auf das Spalen- und Eschemerthor schließen lassen; unter den offenen standen je zehn gewappnete Mannen, auf dem Münster drei Wächter. Zwanzig Reisige ritten in der Stadt umher, zehn in der untern, zehn in der obern; der Rhein war mit Schiffen „bestellet", damit, wenn Einer eine Bosheit ausübe, der nicht entfliehen könne. Die Glocken in den Kirchen und die Rathsglocken wurden aufgezogen und versorgt, der Birsig (Rümmelinbach) und der Dorrenbach der Feuersgefahr halber „harin geschlagen." Zwanzig Mann bewachten die Rheinbrücke, andere das Werkhaus; des Nachts sollten alle Leuchter in den Straßen angezündet werden, und den Bäckern wurde befohlen, für das hereinströmende Volk hinlänglich Brot zu backen.

Aber auch Johann von Merlo hatte vorher seine Vorkehrungen getroffen; er hatte seinen „Rottel" gegeben, welcher die Bedingungen enthielt, unter welchen gekämpft werden sollte, oder, wie Merlo sich ausdrückte, „die gedinge der Wappen min Johanns von Merlo kleinotes, die durch einen jeglichen ritter oder

wappensgenoß ohn alle widerrede, der min kleinot [1]) berührt und mit mir rechten will, notdürftig werden zu erfüllen." Nach denselben sollten die Kämpfenden ganz gewappnet sein „zu ganzem Harnisch vom Fuß bis an das Haupt, wie sie den sollen haben, als zu fechten Geborene oder Wappensgenoßleute." Mit der Glene oder dem Spieß, wie sie bei dem Kampf im Felde gebräuchlich war, sollte ein Wurf oder ein Schuß gethan werden, dann mit der Streitaxt fünfzig Streiche, mit dem Schwerte vierzig, mit dem Degen dreißig. Für die zu gebrauchenden Waffen gab Merlo das Maß. An den „Wappenen und Waffen allen sollte kein böser Sinn oder Fund sein", und auf dem Kampfplatze durften keine andern Wappen oder Waffen noch etwas, was bei solchen Dingen verboten sei, gebraucht werden. Während des Kampfes einen Theil des Harnischs abzunehmen oder aufzuheben untersagten die „Gedinge." Die Streiche alle mußten geschlagen werden „von dem untern Port in die Höhe."

Beide Kämpfer waren nach dem Gedinge eine Stunde nach Sonnenaufgang auf Burg erschienen mit der Verpflichtung, den Kampfplatz nicht zu verlassen bis der Kampf gänzlich durch alle Gänge vollendet wäre, ausgenommen, daß „der von beiden, der das besser von dem andern behept (der im Vortheil

---

[1]) Unter Kleinot ist das einem Ritter eigenthümliche auf dem Helme angebrachte Zeichen zu verstehen.

steht), möge oder wolle ablassen und ende geben den Waffen durch Bitte des, der das böser von dem andern haben wird."

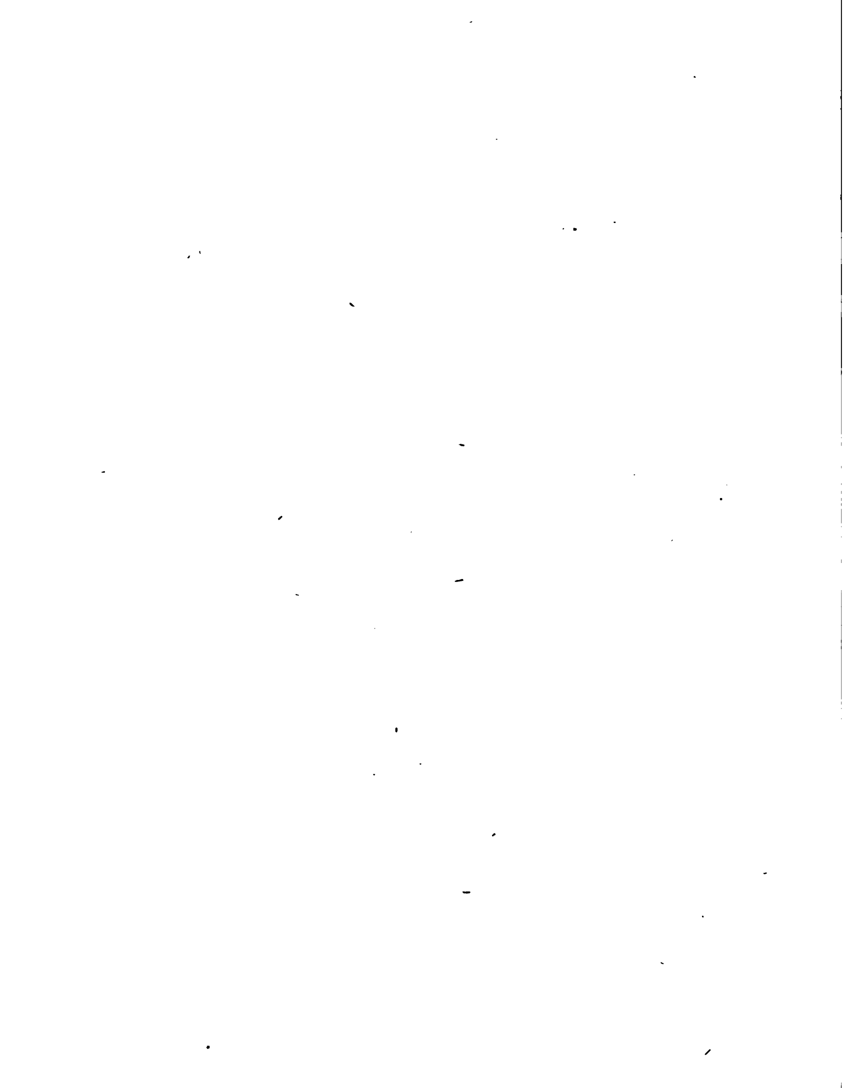
Auf der Brüge saß, zum Kampfrichter erbeten, Markgraf Wilhelm von Hochberg, Herr zu Röteln und zu Susenberg. Kreiswärter waren Graf Hans von Thierstein, Junker Rudolf von Ramstein, Herr Eglof von Ratzenhausen und Thüring von Hallwile. Außer diesen waren zugegen von den Herren höhern Adels Graf Bernhard von Thierstein, Graf Friedrich von Zollern, Graf Hans von Freiburg, Herr zu Neuenburg, Konrad von Bußnang nebst vielen Rittern der Umgegend.

Der Kampf begann, und es fingen die Streiche an zu dröhnen. In drei Abtheilungen wurde das Waffenspiel durchgeführt, zwischen welchen immer eine Rast eintrat. Die erste Abtheilung bildeten der Wurf mit der Glene und die fünfzig Streiche mit der Streitaxt, die zweite die vierzig Streiche mit dem Schwerte, die dritte die dreißig mit dem Degen. Der feste, fromme Heinrich von Ramstein focht mannlich, doch hatte der Spanier vor ihm einigen Vorzug und erhielt von ihm den Rubin; denn in den Gedingen war ausgemacht worden, „daß der zu nießende seines adels oder mannlichkeit nehmen und haben soll einen rubin von dem, wider den er sin ehr so vestiglich beschirmet hat."

So wie der Wettkampf vollendet war, trat Graf Hans von Thierstein in den Ring und schlug Johann von Merlo im Angesichte der Herren und Ritter und alles Volkes zum Ritter, und

der Rath schenkte „dem fremden Walhen" (Welschen) in die Ritterschaft einen Salmen, kostete 1 Pfd. 1 ß.[1]) Heinrich von Ramstein aber wurde später bei einer Fahrt zum heilgen Grabe zum Ritter geschlagen.

[1]) Rechnungsbücher des Raths.



Bernhard Brand, J. U. L.

Professor der Rechte, hierauf in Kriegsdiensten, später abwechselnd Rathsherr und Landvogt, Standeshaupt

und sein Vater,

der Bürgermeister Theodor Brand.

Ein Beitrag zur Kenntniß der Baslerischen Zustände des sechszehnten Jahrhunderts.

Von

J. Rudolf Burckhardt, J. U. D.

Von dem Leben des um unser Baslerisches Gemeinwesen sehr verdienten Oberstzunftmeisters Bernhard Brand, geb. 1525, verst. 1594, haben früher schon mehrere Schriftsteller einige Nachricht gegeben, namentlich Rütin in seinem handschriftlichen Theatrum academicum, Zwinger in Methodus apodemica, Herzog in Athenae rauricae, Iselins historisches und Leu's schweizerisches Lexicon, Lutz, Ochs u. a. m. Fast sämmtliche beziehen sich dabei auf eine handschriftliche Familienchronik des B. Brand (oder vielmehr des von ihm stammenden Dr. Petri) aus welcher sie ihre Nachrichten gezogen haben wollen. Dieselbe enthält jedoch meistens nur abgerissene einzelne Notizen, mit Ausnahme dessen, was über die Jahre 1547, 1552, 1563, 1568 gesagt ist, wo sie zuweilen ausführlicher zu werden beginnt. Am interessantesten erscheint dasjenige, was über Brands Lebensschicksale im Jahr 1552 und über die damaligen Baslerischen Zustände darin zu finden ist. Aber gerade aus diesem Theile wurde von den bisherigen Berichterstattern nichts zusammenhängendes, sondern nur magere Auszüge mitgetheilt. Deswegen hat sich der Herausgeber nachstehender Lebensbeschreibung veranlaßt gefunden, Petris Chronik bei gedachten Zeitpunkten lieber selbst sprechen zu lassen, wodurch das Charakterbild jener Zeit viel getreuer wieder gegeben werden kann. Er hat sich zu gleichem Zwecke auch Mühe gegeben aus den ihm zur Kenntniß gekommenen Geschichtswerken jener Zeit, dasjenige zu sammeln und mitzutheilen, was zur Ergänzung und theilweise auch zur Berichtigung der früher erschienenen Berichte über Brand hat dienen mögen.

——— ———

Bernhard Brand entstammt einer jetzt fast ausgestorbenen Klein-Baslerischen Familie, die bereits zur Zeit der Vereinigung von Groß- und Klein-Basel (1392) ihren Vertreter in dem Rath gehabt hat.

Von seinen Vorfahren widmeten sich mehrere, wie er, der Rechtswissenschaft, andere, wie sein Vater, der Wundarzneikunst.

Der Vater, der nachherige Burgermeister Theodor Brand, geb. 1488, verstorben 1558, soll nach den einstimmigen Berichten damaliger Berichterstatter, nicht nur ein wissenschaftlich gebildeter, sondern zugleich geistig sehr begabter Mann gewesen sein. Er hatte sich auch, nach der Gewohnheit der meisten jüngern Leute jener Zeit, mehreremale im Kriege versucht.

Wurstisen (in seinem **epitome**) Pantaleon (in den „namhaften Leuten deutscher Nation, 3ter Theil. 1570) und Grasser (in seinem schweiz. Heldenbuch (1625) melden, er habe sich in der ruhmvollen Schlacht von Novara (1513) wo er mitfocht, durch Heldenmuth sehr ausgezeichnet. Auch 1515 zog er wieder nach Italien unter Junker Hemmann von Offenburg, welcher der Basler Hauptmann war, und erwarb sich neues Lob bei Marignan, wo

5000 Eidgenossen den Kampfplatz bedeckten, und Hans Bär, der Basler Fähndrich, den Heldentod starb. Auch das Jahr 1523 sah Brand unter Hauptmann Dilcher bei den Stürmenden auf die Verschanzungen an der Bicocca (7. Febr.), wo die Eidgenossen mit Verlust von 2000 Mann endlich den Rückzug haben antreten müssen.

Sein Vater, der Rathsherr Bernhard Brand, der nunmehr fand, daß sein Sohn, damals 35 Jahre alt, bereits genugsam den Krieg gesehen habe, suchte ihm in Christina Kösin, Huldreich Kösin des Rathsherrn zu Fischern Tochter, eine Frau. Nach seinem Tode nahm er dessen Stelle im Rathe ein und machte sich durch seine Verdienste also bemerkbar, daß er nach Grassers Bericht zu allen Tagsatzungen und auch noch auswärts als Gesandter gebraucht wurde. Auch soll er sich bei den andern Eidgenossen durch seine Gaben und Wohlredenheit sehr in Ansehen gesetzt haben, weßhalb er mehrere Male zum Schiedrichter in streitigen Sachen gewählt worden ist. Bei den heftigen Gährungen unter der Bürgerschaft, welche der Einführung der Reformation vorangingen, weil eine starke Partei, vornemlich die Klein-Basler und Spalemer, sich sehr lange derselben widersetzten (1528—1529), war er einer der vermittelnden Ausschüsse (Ochs Geschichte V. 622) und zeigte sich (wie Grasser sich ferner ausdrückt) überhaupt bei allen Anläßen als wahrer Patriot. Nach endlicher Entscheidung dieser Angelegenheit lag ihm besonders die Herstellung der während den Unruhen fast wie vernichtet dastehenden Universität am Herzen und er war einer der ersten, die zu der wichtigen Stelle

eines „Deputaten oder Curatoren zu den Kirchen und Schulen" ernannt wurde (Iselin Lexicon. Ochs VI. 77) und in dieser Eigenschaft that er so viel für dieselben (1533), daß er als der eigentliche Wiederhersteller der Hochschule angesehen wird.[1]) Im Jahr 1534 ward er vom Rathe einhellig zum Standeshaupt oder Oberstzunftmeister erwählt, eine Würde, die von 1501 bis 1798 als Stellvertreter des Burgermeisters betrachtet wurde und die Anwartschaft auf die Bürgermeisterstelle selbst gab, welche ihm zehn Jahre darauf ebenfalls zu Theil ward.

Pantaleon rühmt ihm nach: „wenn er in wichtigen Sachen seine Meinung abgeben mußte, so zeigte er solche in einer „tapfern Rede" an, verglich dann mehrere Rathschläge mit einander und beschloß dann, was das Beste geschienen. Es hatten ihn die andern Rathsherren sehr lieb und waren sehr friedsam mit einander. Die übrigen Bürger und Einwohner hielten ihn für einen Vater, denn er sprach männiglich freundlich zu, tröstete die Bekümmerten und gab den Unverständigen weisen Rath. Auch die umliegenden Fürsten und Adelspersonen schätzten ihn hoch."

Nach seinem Tode, der in seinem 70sten Jahre erfolgt ist, „begleitete seine Leiche die ganze Burgerschaft in schwarzen Kleidern zu Grabe, weil sie alle über seinen Hinscheid sehr betrübt waren", welches damals zum erstenmal geschah, aber später bei

---

[1]) Athenae rauricae p. 154. Rüdinus Theatrum academicum. Pantaleon. Auch Thomas Plater erwähnt seiner öfters rühmlichst in seiner Lebensbeschreibung unter dem Namen „Jober Brand."

den Begräbnissen der Standeshäupter immerfort beobachtet worden ist.

Auch ward sehr bald nach seinem Absterben sein einziger Sohn in den Rath gewählt.[1])

Dieser Sohn **Bernhard Brand** ward geb. 23. August 1525 und widmete sich, wie mehrere seiner Vorfahren, der Rechtswissenschaft. Die Baslerische Gelehrtengeschichte (**athenae rauricae**) rühmt ihm nach, er habe sowohl zu Basel als bei seinem dreimaligen Aufenthalt in Paris und andern berühmten Rechtsschulen vortreffliche Fortschritte gemacht und sei mit großen Ehren zum J. U. Licentiaten ernannt worden. Als er eben im Begriffe war, von Poitiers nach Italien zu reisen, um auch in Padua die berühmten Lehrer zu hören (1547) erhielt er Briefe von seinem Vater, daß er auf Heilig Kreuz (17. Sept.) wieder heim-

---

[1]) Von seinen Töchtern heirathete eine den berühmten Buchdrucker Hieronymus Froben, eine andere den Rathsherrn Heinrich Petri, eine den Stadtschreiber Heinr. Falkner, eine der Christof Burckhardt von St. Trutpert, den Stammvater des zahlreichen Geschlechts dieses Namens in Basel.

Brand war (wie Pantaleon beifügt) ein großer stattlicher Mann von guter Gesundheit, aber in seinen letzten Jahren von Steinbeschwerden sehr geplagt, welches alles er mit größter Geduld und christlicher Ergebenheit ertrug. Sein Grabstein ist zu St. Theodor. Tonjola Basilea sapulta p. 299.

kehren solle, indem er ihn mit des reichen Druckerherrn Joh Herwagen und der Gertrud Lachner achtzehnjährigen Tochter Rahel versprochen habe, auch stehe ihm eine Professur in Aussicht.

Ob ihm nun die Braut besonders zugesagt, ob er sie schon früher öfters gesehen, wissen wir nicht; er säumte sich keinen Augenblick, wie sein Enkel Dr. Petri meldet, zog „schon vier Monate früher (im Maien) von dannen, verkaufte seine Bücher, kaufte ein Roß und bereits vierzehn Tage nach seiner Rückkehr hielt er seinen Ehetag (feierliches Verlöbniß). Drei Wochen darauf war ihre Hochzeit. „Dreiundzwanzig Tische voll waren die Gäste und alle Kosten hat der Schwäher ausgehalten,“ fügt er bei.

Im folgenden Jahre wurde er auch wirklich Professor **Institutionem juris**, und er erhielt zugleich die Stelle eines der sechs Chorherren (vom Volke Thumherren genannt) des Stifts St. Peter, mit welcher die Verwaltung der Einkünfte desselben und ein ordentliches Einkommen verbunden war, während diejenige als Professor sehr wenig abtrug. Diese Stelle (meint Rüdinus) habe er schon seines Vaters wegen verdient und solche übrigens aufs beste und geschickteste verwaltet.

Allein nachdem er dieselben kaum vier Jahre lang innegehabt, regte sich in diesem Mann von leicht beweglicher Gesinnung (**vir versatilis ingenii atque fortunae**, sagt Rüdinus in theatro **acad.**) immer mehr der Gedanke nach einer Veränderung. Den Anlaß hiezu bot die damals in Basel und in der ganzen Umgebung vorherrschende Stimmung bei dem [illegible] des Religionskrieges (1552) welche Stimmung sich natürlich dem jüngsten

der Lehrer auf der Hochschule in viel höherm Grade mittheilen mußte, als seinen ältern bedächtigern Amtsgenossen, weßhalb eben der Schritt, den Brand that, sowohl ihnen als der ganzen Stadt äußerst auffallend vorgekommen ist.

Wir werden uns deshalb genöthigt sehen, hierüber ausführlicher zu handeln, nicht nur weil es den merkwürdigsten Zeitpunkt in der vorliegenden Lebensbeschreibung betrifft, sondern weil auch die Quellen hierüber reichlicher zu Gebote stehen und weil endlich eine mehr ins Einzelne gehende Erzählung als ein Beitrag zu unsrer damaligen Sittengeschichte angesehen werden mag.

Bekanntlich war nach der für die deutschen Protestanten so unglücklichen Schlacht von Mülberg (1547) der darin siegreiche Kaiser Carl V. immer weiter gegen sie gegangen, ja er hatte sogar in Verfolgung seines Glückes auch die übrigen deutschen Fürsten und Stände mit Besorgnissen für ihre Unabhängigkeit erfüllt. Deswegen glaubte sein bisheriger Bundesgenosse, der neue Kurfürst Moriz von Sachsen, mit Frankreich ein geheimes Bündniß abschließen zu müssen, um allem weitern Ueberschreiten für die Zukunft Einhalt zu thun. Es war darin festgesetzt, Frankreich solle von Westen, er selbst von Osten her den Krieg beginnen, worauf er nicht säumte alsbald loszubrechen (März 1552) und bald nachher mit der ihm eigenen Thatkraft den Kaiser bereits so in die Enge trieb, daß durch den berühmten Passauer Vertrag (31. Juli 1552) den Beschwerden der Protestanten gründlich abgeholfen worden ist. Zwar würde er wahrscheinlich seinen Zweck nicht in so kurzer Zeit erreicht haben, wenn nicht durch eben jene

Beihülfe von Frankreich der Kaiser auf mehr als einer Seite wäre beschäftigt worden. Allein diese mehrere Beschleunigung wurde durch die verderbliche Einmischung Frankreichs in deutsche Händel nur allzutheuer erkauft, wiewohl man die Folgen eines solchen Schrittes weder damals, noch früher noch später hat gehörig einsehen wollen, und immerfort fremden Einfluß minder gefährlich erachtet hat als innerliche Zwietracht. Andererseits war die kaiserliche Parthei, welche in ihrem damaligen Uebermuth selbst den gegründetsten Vorstellungen der eigenen Anhänger kein Gehör mehr schenken wollte, selbst Schuld daran, daß man deu schon seit längerer Zeit fortgesetzten Einflüsterungen und Bearbeituugen Frankreichs zuletzt immer mehr entgegenkam.

Genug, nicht nur erblickte das protestantische Deutschland in der Beihülfe von Frankreich, dessen König sich öffentlich für den „Beschirmer der deutschen Freiheit" erklärte, ein wesentliches Mittel zur Befreiung von dem immer lästiger werdenden Drucke, sondern auch die katholischen Fürsten begehrten nichts für den Kaiser zu thun, sondern sahen ruhig zu wie die Protestantischen den Anlaß benutzten, um sich für die erlittene Niederlage schadlos zu halten, und wie Frankreich des Löwen Antheil für sich in Anspruch nahm.

Natürlich blieben auch die damals noch zu Deutschland gehörenden Schweizer evangelischer Confession, welche ebenfalls wegen zweier verlorenen Schlachten (1531) noch höchst erbittert waren, dieser allgemeinen Stimmung nicht fremd, ja sie steigerte sich bei ihnen zur wirklichen Leidenschaft. Hatter [illegible] bis-

her strenge darauf gehalten, daß dem Reislaufen nach Frankreich gesteuert werde, weil die Reformatoren dawider geeifert und hatten sie sogar zuweilen die Zuwiderhandelnden strenge bestraft, weil es dennoch oft genug geschah, so änderte sich diese Gesinnung plötzlich um, als König Heinrich II. ankündigte, er werde selbst ins Feld ausziehen zum Beistande der bedrängten Glaubenspartei. Da galt es nicht mehr als Kriegslust, sondern für eine Glaubenspflicht, wozu die Geistlichkeit jetzt selbst aufzumuntern schien, indem sie fortwährend auf der Kanzel die Stimmung wach erhielt und hinwies auf die drohende Religionsgefahr. Kaum war die Kunde laut geworden, der König werbe jetzt 6000 Eidgenossen an und werde überdieß drei Regimenter von Landsknechten in Sold nehmen, um damit gegen Kaiser Carl V. in das Feld zu rücken, so ergriff ein allgemeiner Taumel die ganze protestantische Bevölkerung des westlichen Deutschlands und der schweizerischen Eidgenossenschaft. Schaarenweise drängte man sich — die Regierungen durften nichts dagegen vornehmen — in kürzester Zeit seinen Werbeplätzen zu und zwar nicht nur von Seiten derjenigen, denen Krieg von jeher ein Handwerk war, sondern dießmal vielleicht von eben so vielen in wirklich fester Ueberzeugung, dem Gewissen dadurch ein Genüge zu thun, mit Aufopferung ihrer Berufsthätigkeit. Selbst das bedächtige Basel ward von dem allgemeinen Eifer gleich von Anfang mit fortgerissen und sogar wohlhabende Bürger dieser Stadt verließen Weib und Kind und zogen froh und muthig mit (Ochs Gesch. VI. 209).

Wie viele Mannschaft damals unter den Eidgenössischen und

Landsknechtischen Regimenter hier angeworben wurde, ist zwar unmöglich anzugeben, weil man nur den Gesammtbetrag der Werbung aufgeführt findet. So viel scheint aber gewiß, daß wegen der Menge der Angeworbenen das Baslerische Fähnlein von 300 bis 400 Mann in Niclaus Irmis Regiment bald vollzählig ward,[1]) so daß diejenigen, welche sonst noch ankommen wollten, auf die Landsknechten Regimenter angewiesen waren und viele sich auch dort haben anwerben lassen. In der Schweiz warb ein solches Regiment Ritter Sebastian Schertlin von Burtenbach an, jener berühmte, von Carl V. geächtete Feldherr, der als Flüchtling schon längere Zeit sich hier aufgehalten und die Seele der Unterhandlungen zwischen Moriz und Heinrich gewesen war. Seine Werbeplätze waren, wie Stettler (Uechtländ. Chronik) und Wursteisen p. 666 berichten, an mehrern Orten im Aargau und auf dem Reinacherfeld (eine Stunde von Basel) wo er seine Fähnlein aussteckte, auf deren einem stund: **Pugna pro patria.** Er selbst ging am 22. Merz seinen Leuten voraus dem König entgegen, der bei Châlous in der Champagne sein Lager aufschlagen ließ.

---

[1]) Junker Nic. Irmi Oberst und des Raths von Basel, Neffe des am Gubel 1531 erschlagenen Damian Irmi, ein erfahrener Krieger, warb damals für Frankreich ein Regiment von 4000 Eidgenossen an, das in zehn Fähnlein getheilt war. Ihm war dabei behülflich Bernhard Stähelin von Basel, welcher später bei Renty (1554) wegen seiner Tapferkeit zum Ritter geschlagen und geadelt worden ist. (Ochs, Wurstisen, May, Zurlauben.)

Doch folgen wir nunmehr Brands eigener Erzählung, wie sie sein Enkel, Dr. Petri, schriftlich aufgezeichnet hat.

„Bei Schertlins Regiment war ein Fähnlein von Hauptmann Bartol. Hartmann von Basel befehligt, und bei welchem sich Bernhard Brand unversehens anmeldete, und sich um die Stelle als Fähndrich bewarb. Hartmann wollte durchaus nicht glauben, daß dieß des Professoren wirklicher Ernst sein könne, allein Brand entgegnete ihm: es sei allerdings sein Ernst, er thue dieß darum, weil er es nicht länger ertragen könne, daß ihn Jedermann mit „Herr Domherr!" anrede und daß er geistliche Güter verwalten müsse. Er sei nicht zu dem gemacht und wolle dieser Stellung einmal ledig sein. Da sagte ihm Hartmann den Fahnen zu und versprach ihm sogar 26 Cronen mehr als er einem andern Fähndrich würde gegeben haben, wenn sein Vater der Bürgermeister das gutheißen thäte.

„Brand ging darauf zu seinem Vater, der in seinem Garten vor dem Riehenthor war, und trägt ihm sein Anliegen vor: er soll kein Zorn deshalb gegen ihn haben, er sei von ihm als einem weltlichen, weisen berühmten Mann geboren und er habe zu Pfaffenwerk sein Lebtag keine Lust gehabt, hieneben eine eheliche liebe Hausfrau, die ihm ein Ziemliches zugebracht und nachher auch noch viel zu erwarten hätte — es sei ihm überlegen ferner das Thumherrn Werk und Pfaffengut zu St. Peter zu besorgen, dieweil er noch ein ferneres in der Welt zu erfahren begehre und jetzt zeige sich dermaßen eine Gelegenheit, dadurch er wohl und ehrlich erledigt werden möchte; deswegen wäre sein kindlich Bitten,

sein Vater walle nichts dawider sagen, wenn er mit andern ehrlichen Burgern solches an Hand nehme, besonders da es ein göttlich christlicher Zug sein solle, wie es auch die Predikanten von den Kanzeln verkünden und allen Wegfertigen hierauf das heil. Nachtmahl ertheilten."

„Darauf gab ihm der Vater seufzend zur Antwort: er hätte seine Beschwerden schon längst anzeigen sollen, so hätte er darauf gesehen, wie sie zu verbessern wären — bei den Kriegen heutiges Tages sei wenig gutes zu erwarten — allein er merke schon, daß sein Sohn bereits zugesagt habe — habe er zugesagt, so solle er es auch halten, denn das habe er auch sein Lebtag gethan.

„Also zogen sie mit einander heim — dann ging es an seine Mutter Anna Christina Kösin die redte er gleichmäßig an, bat sie um Verzeihung. Sie weinte darüber. Dann an seine liebe Hausfrau mit gleichen Gründen des Pfaffthums und der Kirchengüter, und sagte ihr: es sei nur ein Kilbezug und werde ungefähr drei Monat dauern, desgleichen bei seiner frommen Schwieger-(Mutter) Gertrud Lachner, die ihn gerne in einem andern Stand gesehen hätte. — Bei ihnen allen sah er keinen bösen Willen. — Endlich macht er sich auch an seinen Schwäher: Johann Heerwagen, der sich aber sehr zornig stellet und sagt: so er gewußt, daß er ein Kriegsmann werden wollte, sollte er seine Tachter nimmermehr zu einem Weib bekommen haben. Als aber seine Schwieger dazwischen redte, sein Vornehmen lobte und die Sachen verklügelte, ward er noch heftiger und sonderlich wider

sie erzürnt, bis er bemerkt, daß er schon zugesagt hatte, worauf er sich auch hat begütigen müssen.

„Hierauf ging er in seinem langen Rocke, langem Haar und **Institutionibus juris** unterm Arm dem Collegio zu, und las seiner Gewohnheit nach seinen Zuhörern das letztemal. Nach vollendeter Lection legte er den Rock neben sich, ließ sich das lange Haar „abbutzen", zeucht Kleider von seines Hauptmanns Farb an, namlich den einen Hosen weiß und schwarz, den andern gelb, das Wamms ganz damasten gleicher Farb, alles mit Seide durchfuttert, legt ein sammtnes Baret mit weiß und schwarzem Federbusch auf, gürtet ein Schwerdt mit Silberbeschlag um und legt silbernen Dolch an, und zeucht ganz verändert mit Trommen und Pfeifen den Nadelberg ab über Fischmarkt und über Rhein, für das Richthaus [1]), da die 300 Knecht und der Hauptmann Bartol. Hartmann in der Ordnung hielten. Das Fähnlein ward ihm in die Hand gegeben, nach Brauch befolen und Glück gewünscht. Als sie nun drei und drei in der Ordnung hinzogen über die Rhein-Brück und für das Kappelein kamen, saß sein Vater bei dem Herrn von Reisach, der stund auf und bot ihm die Hand mit Vermelden: er soll Gott vor Augen haben, böse Gesellschaft meiden, fromm, aufmerksam, redlich und tapferlich sich halten, so werd er Glück und Heil haben, wünscht ihm darauf mit nassen Augen Glück, und hielt ihm das Fahnlein und Baret in der linken Hand." Als sie von da durch die Eisengaß rückten, stund der

1) Jetziges Gesellschaftshaus.

alt Treubelmann (welcher in der Novarraschlacht 1513 im Beisein von Theodor Brand ein weiß und blaues Fähnlein gewann und später im Münster aufhing) vor dem Haus „zum Tanz“, nahm ihm das Fähnlein ab und sprach: „Fähndrich Brand! ich wünsch dir Glück und Heil dazu, also sollst du das Fähnlein tragen“, setzt es ihm auf den kleinen Finger, daß unten kein Stumpen fürging. — Dafür er ihm freundlich Dank sagt. Auf dem Kornmarkt hielt Herr Niclaus Irmi mit seinem Fähnlin Knecht. Da ward die Ordnung von beiden Fähnlein gemacht, nämlich fünf in einem Glied, es gab 125 Glieder. Zogen also ab dem Kornmarkt frölich davon. Hatten bei 200 ehrsame Burger und Unterthanen von Basel unter ihnen. Als sie vor das Aeschenthor und vor die Gärten hinaus kamen, sprach Herr Nicl. Irmi in einem Ring ihnen zu: „Dieweil sie sich in Kgl. Maj. Dienst begeben, daß sie dann nichts hinter sich ließen, als was sie Eidspflicht halb unsern Herrn und Obern zu thun, sondern, daß sie nunmehr dem König verpflichtet und schuldig mit Ernst bedenken, demselben und Ihm an des Königs statt gehorsamen, zu Erhaltung seiner Kron und Schädigung seiner Feinde, dasselbe schwören und mit Leib und Blut nachkommen und sie sich freundlich, eidgenössisch und friedlich bei und mit einander halten sollen, so wollen Sie (der König) nicht allein, was sie jedem versprochen, leisten, sondern je noch Ihr väterliches Aufsehen haben u. s. w.“

„Hierauf mußten sie den Eid leisten [1]) und zogen sodann, weil

[1]) Der Eid von Irmis Regiment, der wie es scheint auch für die

sie auf Befehl ihrer schweizerischen Obern das (damals österreichische) Elsaß meiden sollten, über Liestal nach Solothurn und fortan auf Frankreich.

Der König hatte bereits Cambray, Toul, Verdun, Metz, Pont à Mousson, eingenommen, wohin er die Schweizer einstweilen als Besatzung legte (die dort auf 6000 Mann anwuchsen) und war mit seinem ganzen Zug, worunter auch Schertlins Regiment, durch Lothringen gen Zabern in das Elsaß gekommen, wo er eine allgemeine Musterung abhielt (4. Mai). [1] Er brachte viel Geschütz mit und Schiffbrücken, so daß selbst den deutschen Fürsten, die ihn gerufen, nicht wohl ward, besonders da er auf die gleiche Weise Strasburg und andere Elsässer Städte überrumpeln wollte, wie er mit Metz gethan. Allein die Strasburger hatten bei Zeiten sich vorgesehen, zur Erleichterung ihrer Bürger im Wachedienst und zur Verstärkung ihrer Wehrkräfte 4000 Mann Landsknechte angeworben und hielten sich wacker, befestigten ihre Stadt und

---

Landsknechte gefordert wurde, findet sich in franz. Uebersetzung in Zurlauben histoire militaire des Suisses. Paris 751. IV. 530. Er ist bezeichnend für die kriegerischen Sitten jener Zeit.

[1]) Wurstisen F. 667 sagt: er habe 50 Fähnlin gehabt außer den drei Regimentern Landsknechten: Schertlin, Rheingraf und Recrod; und Präsident de Thou (Hist. Lib. X.) erzählt: Schertlin führte ihm 3000 Mann oder 10 Fähnlein zu, viele halbnackt als sie kamen, aber meist abgehärtete und kriegserfahrene Mannschaft. — Mit den Schweizern hatte er im Ganzen 15000 Deutsche zu Fuß und zu Pferd.

riefen der Schweizer Hülfe an. Die Basler zuerst und dann auch die andern Eidgenossen ordneten Gesandte an den König und ersuchten ihn dringend, wieder abzuziehen. Er that als wenn er nur den Bitten seiner Bundesgenossen der Schweizer nachgebe, aber es war der Einfall der kaiserlichen Truppen von den Niederlanden her in die Champagne und Picardie,[1]) der ihn eigentlich zum Abzug bewog. „Ueber Hagenau, Weißenburg, Westerreich ging nun der Heerzug, wie Brand erzählt, ins Luxemburgische, wo die andern Eidgenossen zu uns stießen; Damvilliers, Montmedi, Ybisch (Ivois) Limay, lauter feste Orte, wurden alle von uns erobert, aber leider auch viele schöne Schlösser zerstört, viele Dörfer verbrennt, das Gut auf dem Felde geschändet und großer Jammer über die Armen zu beiden Seiten angerichtet. Das schlechte Wetter hat endlich den König, „der immerdar für sich zog, während der Feind hinter sich ging, vermocht von Simay (Chimay oder Signy?) heimzuziehen. In St. Menehould ward ein Theil der Schweizer beurlaubt, wir (ein anderer Theil) halfen ihm Hesdin in Picardie wiederum erobern" und man nahm also dem Feind nicht nur die weggenommenen Orte wieder, sondern man drang bei 20 Meilen in Feindesland. Während der Zeit zog aber der Kaiser vor Metz und trachtete dasselbe wieder zu er-

[1]) „und die ihm viel Schlösser und Dörfer verbrannten und verhergten, so daß die 6000 Schweizer schnell dahin ziehen mußten", erzählt Brand. Man legte darauf Franzosen in die drei Festungen.

obern, es erfroren ihm aber so viele Leute, und der Mangel ward so groß, daß er mußte abziehen.“

Schertlin benützte diesen Augenblick, um sich mit ihm auszusöhnen und verließ des Königs Dienst.

Auch Brand, der nunmehr Gefahren, Gefechte, Belagerungen, beschwerliche Märsche genug mitgemacht und in jedem Fall nicht blos einem Kilbizug zugesehen, wie er seiner Frau beim Abschied vorgegeben, war schon im Winter als auch sein Regiment beurlaubt wurde, nach Hause gezogen und zwar, wie er selbst gestand, ziemlich enttäuscht, indem es ihm nunmehr vorkam „der König hätte mit deutschen Fürsten einen Bund gemacht der Deutschen Freiheit zu beschirmen und das Evangelium zu furdern, wie er und als mancher weyser Mann überredt was.“ Ein Schirmer und Rächer (**Protector et vindex libertatum Germaniae**) hatte sich zwar allerdigs Heinrich II. in seinem Manifest an die Deutschen genannt und eine Freiheitsmütze mit zwei Dolchen darauf gesetzt (Sleidan. lib. 24. Thuan) zum Zeichen, daß man die Freiheit mit Waffen erobern müsse, aber die ganze Freiheit lief darauf heraus, daß er die „dem Reich deutscher Nation zugehörenden“ wichtigen Grenzfesten Metz, Toul, Verdun für sich in Anspruch nahm, die Einwohner sich Treue schwören ließ und sie seinem Reiche als erobertes Land einverleibt hat, und was er mit Lothringen und Elsaß vorhabe, bewies er unter anderm dadurch, daß er vor seinem Abzuge alle seine Rosse aus dem Rheine tränken ließ, anzudeuten, daß dieser Strom das Ziel von Frankreichs Eroberungen sein müsse, welches er auch, wie die Folge lehrt, hun-

dert Jahre später wirklich geworden ist.[1]) Und was die Wahrung der protestantischen Interessen betraf, wegen welchen so viele wackere Leute freudig ihren Heerd verlassen hatten, um ihm zuzuziehen, so war es ihm damit so wenig Ernst, daß er gerade in diesem Jahre am meisten Protestanten in seinem eigenen Lande verfolgen und hinrichten ließ und auch in der Folge, so wie sein Nachfolger damit fortgefahren ist.

Während dieser Zeit war Bernhards verlassene Professur nicht wieder besetzt worden, ob auf Betrieb seines Vaters, ist ungewiß. Dennoch bezeigte er aber nach seiner Rückkehr keine Lust zur Uebernahme derselben, sondern zog vor auf das Land zu gehen, indem er sich um die Landvogtei Homburg bewarb, die ihm auch, weil andere Bewerber zurücktraten, am 7. Febr. 1553 für vier Jahre

[1]) Wenn es damals nicht schon geschah, so hat man es zum Theil dem wackern Verhalten von Strasburg zu verdanken, so wie man dem gleichen Verhalten von Strasburg und von Basel (Schlosser Welt-Geschichte IX. 269—70, Ochs III. 398) es großen Theils verdanken muß, daß der Plan nicht schon 200 Jahre zuvor gelungen ist. Denn schon damals machten die Franzosen Ansprüche auf den Rhein als natürliche Grenze ihres Reichs und unter anderm muthete ihres Königs Sohn, Ludwig, dem von allen Seiten bedrängten Basel (1444) das überdieß durch einen langen Krieg bereits aufs äußerste ermüdet war, ohne weiters zu, eine Stadt seines Reiches zu werden, wobei er ihr alle möglichen Vortheile versprach; aber sie wollten durchaus vom deutschen Reich nicht weichen und gaben, obgleich er es mehreremale versuchte, dennoch nicht nach, worauf er endlich vorzog, abzuziehen und ihnen Friede zu gewähren.

zu Theil geworden ist. Merkwürdiger Weise scheint während jener ganzen vier Jahre bis 1557 diese Professur für ihn offen behalten worden zu sein.

Allein auch jetzt trat er sie nicht an, worauf sie erst dann einem andern übertragen ward. Was er überhaupt in diesen Jahren (1557—58) vornahm, bis er (1559—60) einen andern Wirkungskreis begann, ist bei der Lückenhaftigkeit der damaligen Aufzeichnungen nicht deutlich zu ersehen. Nach dem Bericht seines Enkels, so wie Prof. Rüdins Erzählung (im theat. acad.) sollte es scheinen, als ob er nach dem Frieden von 1559 aus dem Kriege heimgekommen wäre, also aufs neue einen oder zwei Feldzüge gemacht habe, welches dahingestellt bleiben muß.[1])

Bald nach seines Vaters Tode (im Jahr 1560, vielleicht schon 1559) ward ihm eine Stelle im Rath zu Theil, sowie 1563 und 64 diejenige eines XIIer oder Mitgliedes des geheimen Rathes, dann diejenige eines Deputaten und ein Standesseckelmeisters oder Dreierherrn. Er zeichnete sich überhaupt so aus, daß man ihm alle wichtigen auswärtigen Sendungen anvertraute, unter andern

---

[1]) In jedem Falle blieb Brand nicht von 1552—1560 in franz. Diensten, wie Iselins Lexicon und andere angeben, welches schon von Leu wiederlegt worden ist. — Als Philipp II. gegen die Franzosen die Schlacht von St. Quentin gewann (1557) und letztere den protestantischen Eidgenossen vorstellten, es erfordere ihr eigenes Interesse, die Sieger nicht zu mächtig werden zu lassen, so bewilligte man die Werbung von 10,000 Mann, wobei viele Basler mitzogen, wahrscheinlich auch Brand.

diejenige an Kaiser Ferdinand I. nach Freiburg (1562) dessen Beglückwünschung in der Stadt selbst und dann die Gesandtschaft nach Insbruck (1563), über welch alles man in Ochs Geschichte (VI. 225–229) ausführlichen Bericht finden kann. Der Kaiser ertheilte ihm bei dieser Gelegenheit, sowie den Stammvätern der Fäsch und Falkner und andern Mitgliedern des Raths den Stand und Grad der rittermäßigen Edelleute des Reiches. Mehrern seiner Schwäger und Verwandten wurden durch seine Verwendung kaiserliche Wappenbriefe zu Theil. Er brachte auch von Ferdinand I. die feierliche Bestätigung der von mehreren frühern Kaisern ertheilten Freiheitsbriefe für Basel in einer sogenannten goldenen Bulle und kostbarem Siegel mit. Sie wurde noch in demselben Jahre (1563) bei dem Regimentswechsel auf dem Petersplatze vorgelesen und man fuhr damit fort, bis bei der gänzlichen Exemtion von Kaiser und Reich (1648) diese Förmlichkeit als überflüssig abgeschafft ward.

Aus dem Vermögen seiner Frau kaufte hierauf Brand, der ein großer Freund des Landlebens war, das in unserer Geschichte oft erwähnte und damals mit vielen Freiheiten begabte frühere Rittergut und Schloß Wildenstein, das aber sehr verfallen war und brachte solches wieder in guten Stand. (Bruckner p. 1782.) Dasselbe kam hernach auf Theodor, seinen einzigen Sohn aus dieser Ehe, welcher später des Raths und nacheinander Landvogt in Homburg, Lauis und Farnsburg geworden ist. Mit dieser seiner Gattin Rahel Heerwagen zeugte er in allem acht Kinder, von denen aber nur zwei zu Jahren gekommen sind. Nach ihrem

Tode (14. Juni 1568) verfaßte er ihr in classischem Latein eine Grabschrift bei St. Peter[1]), fand sich aber dennoch bewogen, seiner unerzogenen Kinder wegen, sich sogleich nach einer neuen Lebensgefährtin umzusehen, wozu ihm sein eigener Schwager, Dr. Caspar Heerwagen, Landschreiber der Herrschaft Röteln, behülflich ward. Unter drei von ihm vorgeschlagenen wählte Brand die Stieftochter Junkers Hans Philipp von Offenburg, Landvogt auf Farnsburg, Namens Margaretha Wagner von Mülhausen, aus einem altpatrizischen, in der Geschichte jener Stadt oft genannten Geschlecht und gleich darauf erbat sich Junker Friedrich Gut, Markgräfischer Obervogt zu Schopfheim deren Schwester zur Frau. Beide hielten ihren Ehetag den 16. Nov. und die Hochzeit am 29. Nov. 1568. In dieser Ehe hat Bernhard Brand ebenfalls wieder acht Kinder erzeugt.

Bei der ersten erledigten Häupterwahl (1570) wurde dem ehemaligen Professor Bernhard Brand die Stelle eines Oberstzunftmeisters zu Theil. Er versah solche zu allgemeiner Zu-

---

[1]) Tonj. 122. Deo Servatori. Raheli Herwagiae feminae mitiss. matronae sanctiss. uxori suae dulciss. ac fideliss. quae cum mihi liberos VIII ex queis tres supersunt chariss. peperisset, mecumque ann. XX. placidiss. vixisset, corpore hic castiss. in illam spem beatam relicto, emigravit. aetat. suae ann. XXXIX. Chr. MDLXVIII (14. Jun.) Bernardus Brand hoc perpet. amoris mon. moestiss. posuit.

friedenheit und war besonders thätig für verschiedene Gegenstände der allgemeinen Wohlfahrt. [1])

Allein sei es aus Neigung zur Veränderung oder zum Landleben, oder zu ungestörtem Studium, sei es auch um seine Einkünfte zu verbessern, er benützte den Anlaß, daß die größte und einträglichste der Baslerischen Landvogteien, Farnsburg, erledigt war (1577), wo früher seine Frau erzogen worden, um sich für dieselbe zu bewerben, worauf man ihn, wiewohl ungerne, dahin entließ. Die Verwaltung seiner 28 Dörfer soll er aufs Beste besorgt haben, wobei ihm, dem thätigen Mann, dennoch Zeit blieb, außer dem Betrieb des ansehnlichen, dem Vogt zur Benützung angewiesenen Schloßgutes, den classischen Studien, der Geschichte [2]) und der Rechtswissenschaft obzuliegen, so daß er auf diesem mit schönster Aussicht begabten, hohen Bergschlosse recht angenehme Tage

---

[1]) Sein Name befindet sich auf verschiedenen Bauten, die er befördert hat, unter anderm auch auf dem großen Kornhause (1574).

[2]) Schon in seinen jüngern Jahren hatte er, wahrscheinlich auf Aufforderung eines Buchhändlers, am 30. Aug. 1553 herausgegeben: „Vollkummener Begriff aller lobwürdigen Geschichten und Thaten, von Bäpsten, Kaiser, König, Land und Städt, mit schönen Figuren erläutert. Gedruckt bei Jakob Kündig auf dem neuwen Platz. 322 Bl. 8 (eine Art von illustrirtem Geschichtenbuch) und hatte solches gewidmet dem Herzog Christof von Würtemberg, welcher früher als Flüchtling zu Basel gelebt. Das Werk mag damals nützlich gewesen sein, heutzutage kann es blos wegen demjenigen, was die Zeit der Abfassung betrifft, noch einiges Interesse haben.

verlebt haben mag. (**Quasi in Tusculano aliquo,** bemerkt Rüdinus.)

Bei den schwierigen Zeiten, die aber damals unser Gemeinwesen durchzumachen hatte, ward jedoch Brand mehreremale angegangen, seine Kräfte wieder der Besorgung der allgemeinen Angelegenheiten widmen zu wollen. Man hatte ihn auch zu dem Ende 1586 wieder in den Rath gewählt. Allein er gefiel sich allzuwohl in seiner Zurückgezogenheit, als daß er heimzuziehen Willens war. Als aber die Zeiten immer gefährlicher und kräftige Männer wie er dringend vonnöthen wurden, gelang es endlich (1591) einer Abordnung von Rath und Bürgerschaft den bereits 66jährigen Krieger und Staatsmann zu bewegen, die Stelle eines Oberstzunftmeisters wieder anzunehmen (**trepidanti reipublicae Statui redditur,** sagt sein Grabmal **Tonj. 42**) und den Nutzen des Vaterlandes seiner Ruhe vorzuziehen. Aber nur drei Jahre vermochte er dem gemeinen Wesen vorzustehen, indem die im Jahr 1594 grassirende Pest ihn (14. Juli) seiner Familie und seiner Vaterstadt entrissen hat.

Er war ein in allem was er angriff brauchbarer, zugleich getreulich seinem Berufe abwartender Mann, aufrichtig, einfach, fromm, recht eidgenössisch, nach deutscher Art, bemerkt Grasser von ihm und sein Enkel, Dr. Petri, fügt bei: „es hat dieser mein Großvater mit des (öffentlichen) Gutes oder anderer Leute Schaden keine Reichthümer zu sammeln begehrt, deswegen auch gemeinem Vaterlande und andern Mitbürgern mehr als seinen Kin-

dern Gelegenheit und Gut verschafft und hinterlassen. Seinem Hause blieb mehr der gute Name als der Reichthum."

Indessen scheint es dennoch seinen hinterlassenen Kindern gar nicht übel ergangen zu sein. Diejenigen erster Ehe waren im Wohlstande; der Sohn zweiter Ehe, Bernhard, ward ebenfalls Oberstzunftmeister und sämmtliche Töchter verheiratheten sich an angesehene selbst berühmte Männer, wie Bürgermeister R. Rippel, Wolfgang Meyer, **Dr.** der Theologie, Jb. Zwinger, **Med. Dr.** und Professor; Ritter Jb. Petri, **J. U. D.** und Professor.

Was die Beurtheilung von Bernhard Brand überhaupt anbetrifft, so ist aus dem vorhergehenden bereits ersichtlich, daß er nicht nur von seinen Zeitgenossen als ein ausgezeichneter Mann betrachtet worden ist, sondern daß noch lange nachher sein Name in Basel sehr geehrt blieb. Später aber glaubten diejenigen Gelehrten, welche über sein Leben berichteten (wie die Professoren Rüdin und Herzog in **Theatr. acad.**) und mit ihnen andere ruheliebende Leute sich tadelnd über den häufigen Wechsel seiner Berufsarten äußern zu müssen, um ihn als einen etwas leichtfertigen Mann darzustellen und sie wußten sich gar nicht hineinzufinden, wie ein graduirter Mann vom Fache, dazu ein Familienvater, muthwillig eine Professorenstelle und Chorherrenpfründe aufgeben dürfe und zwar einzig dessentwillen, um in einen fremden Krieg zu ziehen.

Allein um einen öffentlichen Charakter gehörig beurtheilen zu

können, muß man sich in die Verhältnisse seiner Zeit hineindenken und in diejenigen des Jahrhunderts überhaupt, in welchen er sich zu bewegen hatte und nicht in diejenigen einer davon ganz verschiedenen neuern, oder gar der jetzigen Zeit. Was den häufigen Berufswechsel anbetrifft, so waren nach damaligen Begriffen, manche Berufsarten noch nicht so streng von einander ausgeschieden, als späterhin und vollends war die Beschäftigung mit den Waffen keineswegs einem gewissen Stande vorbehalten noch erachtete man sie überhaupt unverträglich mit einem andern Stande, am wenigsten in der Eidgenossenschaft. Ja selbst sein freiwilliger Kriegsdienst außer Landes, den man ihm hundert und zweihundert Jahre nach seinem Tode am meisten zum Vorwurf machte, verdient in den damaligen Verhältnissen und Gewohnheiten seine volle Entschuldigung. Seine spätern Beurtheiler lebten in einer Zeit, wo es allerdings keinem Mann, der einen Erwerb hatte, mehr zu Sinne gekommen wäre, sich in fremde Dienste zu begeben, weil man solche schon längst als ein besonderes Gewerbe betrachtete, das jeder friedlichen Berufsart entfremdet war.

Brands Leben aber fiel in ein Jahrhundert des allmäligen Uebergangs aus den Zeiten der beständigen Fehden und der Kampfbereitschaft, in welchen unsere Voreltern 2 bis 300 Jahre sich befunden, — in die Zeiten des beständigen Friedens und der Entwöhnung von Kriegsgefahr. Die Kriege fingen zwar an sich zu vermindern, aber noch lebte in allen Gemüthern die Ueberlieferung von jenen Tagen, wo jeder Bürger sich zugleich als marschfertiger Krieger betrachten mußte und wenn er daheim nichts zu

thun fand, sich auch gerne für eine kurze Zeit auswärts gebrauchen ließ. Noch war die ganze Lebensweise aller Stände, noch waren alle unsere Gewohnheiten und Gesetze darauf eingerichtet, als wenn fortwährend die hauptsächlichste Aufgabe eines freien Standes und eines freien Mannes nur eine stete Bereitschaft zum Kriege hätte sein müssen.

Lesen wir nun überdieß die Beschreibung unserer damaligen schweizerischen Zustände, wie sie von getreuen Berichterstattern jener Zeit [1]) uns aufbewahrt worden sind, so wird es uns vollends ganz erklärlich, warum Brand und viele seiner Freunde so und nicht anders gehandelt haben und überhaupt so haben handeln müssen.

Zudem ward auch damals ein Verdingen in fremde Kriege keineswegs als ein Dienst angesehen, für den man sich auf lange Zeit verpflichten ließ und darum seine Nationalität gleichsam aufgab. Man trat gewöhnlich nur für einen einzigen Feldzug ein und diese Züge dauerten selten lange; die Geldnoth der Fürsten zwang sie von selbst zur Entlassung der meisten Truppen nach erreichtem oder nicht erreichtem Kriegszwecke. Ein Feldzug galt daher für viele nur für eine Reisefahrt, die sich in einem Viertel-, in einem Halben-, höchstens einem ganzen Jahre abmachen ließ und bei welcher man Gelegenheit fand, etwas von der Welt zu sehen, wenn man sonst kein Geld dazu hatte, deren Gefahren man aber

---

[1]) Siehe den Anhang [illegible]reibung.

eben so wenig aus dem Wege ging als wie derjenige, der sich als Seemann auf ein Schiff verdingt und sich dem ungestümen Meere anvertraut.

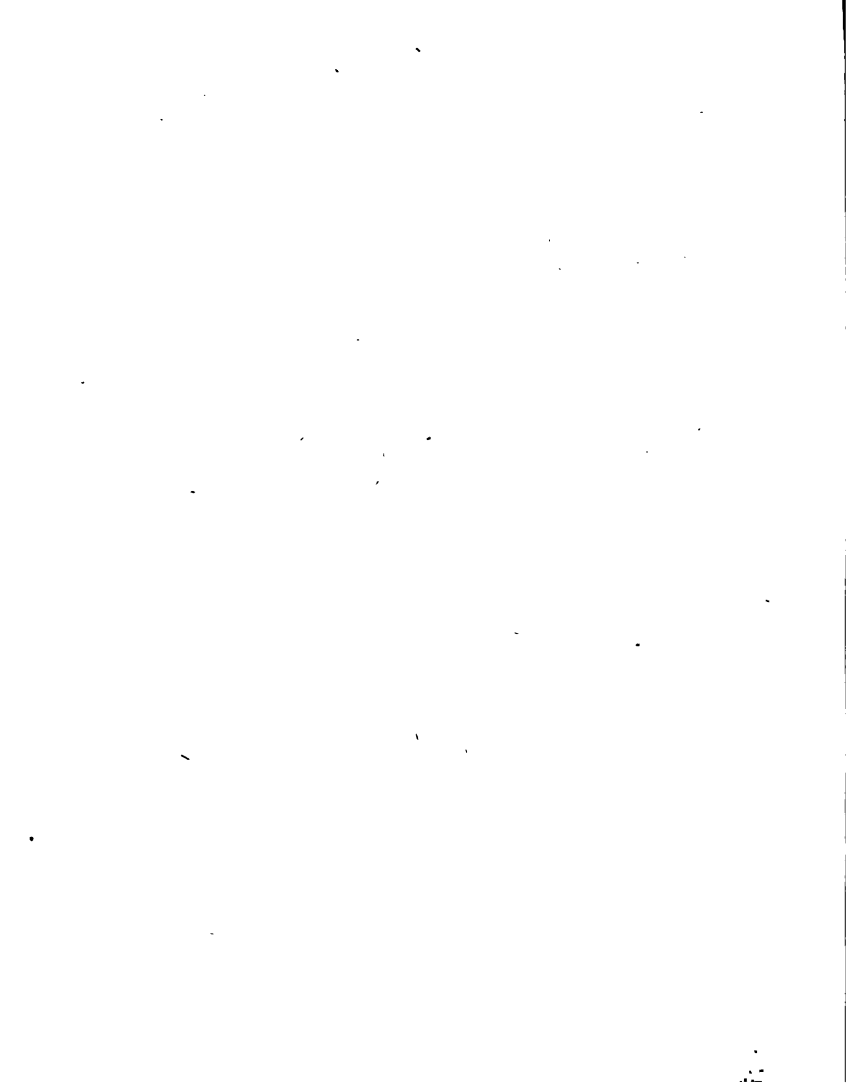
Deswegen kannte auch nur ein Theil jener Schweizer, welche um genannte Zeit in fremde Dienste auszogen, wirklich kein anderes Handwerk, als das Söldnergewerbe. Den sehr vielen, welchen zu Hause eine Zukunft offen blieb, bot eine solche Reise nur eine Abwechslung dar von dem gewöhnlichen Tagewerk. Bei manchem war sie aber fast auch eine Nothwendigkeit, indem es nicht wenige Gegenden gab, wo kein junger Mensch bei seinen Freunden und Kameraden irgend eine Geltung fand, wenn er nicht wenigstens einmal in seinem Leben einen Feldzug gethan und dem nahen Tode in das Angesicht hätte blicken dürfen.

Diese ganze Richtung der damaligen Zeit bekam erst dann eine andere Gestalt, als bei allmäliger Veränderung der Kriegsführung die Heere immer länger beibehalten wurden, die Streitigkeiten sich in die Länge zogen und für die Angeworbenen die förmliche Verpflichtung eintrat, mehrere Jahre hintereinander, im Frieden wie im Kriege, dienen zu müssen [1]) und nicht nur die Abentheuer eines Feldzuges, sondern auch die Langweiligkeiten des einförmigen Garnisonslebens mit gleicher Bereitwillgkeit ertragen

---

[1]) Die erste Capitulation auf längere Zeit ist von 1553 (Wieland schweiz. Kriegsgeschichte II. 446), allein es vergieng dennoch ein Jahrhundert, ehe es allgemeiner Brauch wurde, die angeworbenen Regimenter länger als 1—2 Jahre bei einander zu behalten.

zu lernen, — mit einem Wort, als der eigentliche Söldnerdienst sich ausbildete, welcher erst nach dem dreißigjährigen Kriege zur allgemeinen Uebung ward. Erst dann zog sich immer mehr die Mehrzahl der einem bestimmten Berufe Angehörenden gänzlich von fremden Kriegen zurück und wer freiwillig dienen wollte, gehörte von nun einem besondern Stande an; wiewohl bei den Schweizern bis auf die letzten Zeiten herab in minderm Grade, als dieß in andern Ländern geschehen ist.



Berichte etlicher Zeitgenossen über die kriegerischen Sitten in der Schweiz und Deutschland in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.

(Zugleich Anhang zu der vorhergehenden Lebensbeschreibung.)

---

1. Josias Simler (verstorben 1576),

der berühmte Zürcherische Gelehrte, berichtet in seinem noch immer sehr brauchbaren Buche **de republica Helvetiorum** über die Schweizer seiner Zeit Folgendes:

In andern Ländern sind etliche vom Kriegsstande, andere aber Bauern und Handwerker. In der Schweiz aber gehört beinahe jeder zum Kriegsvolke, indem man kaum einen Mann von gesundem Körperbau und Alter antreffen würde, in welchem nicht etwas von Kriegslust zu verspüren wäre. Gesetze und Gewohnheiten verpflichten Jedermann zur Kriegsübung, und während bei vielen Völkern dem gemeinen Manne der Gebrauch der Waffen verboten ist, so wird in der Schweiz im Gegentheil derselbe

zu Stadt und Land allen ohne Ausnahme anbefohlen. Auch sogar die armen Taglöhner und Leibeigenen sind verpflichtet, sich nach ihrem Vermögen mit Gewehren zu versehen und sie zu Hause aufzubewahren. Und weil seit einiger Zeit die Musketen (Sclopeta) in dem Kriege sehr in Uebung gekommen sind, so werden von der Obrigkeit Gaben für die Schützen bestimmt, nicht aber blos (wie in Deutschland geschieht) in den Städten allein, sondern auch in volkreichen Dorfschaften, wo immer die Landleute eine Zielscheibe aufgestellt. Ja man gibt auch den Knaben, die sich mit dem Bogen üben, dergleichen Gaben, damit sie sich von Jugend auf in Waffen üben und später mit größerm Geschoß (bombardis) umgehen lernen. Selbst die Spiele und Lustbarkeiten haben bei uns meist einen kriegerischen Anstrich (ludicra alia exercitia omnia bellicum quid spirant). Denn nicht nur kommt das Volk an keine größere Versammlung oder Fest, wie Kirchweihen, Hochzeiten und Aehnliches zusammen, ohne Trommeln und Pfeifen hören zu lassen, sondern man glaubt einem Bräutigam keine größere Ehre erweisen zu dürfen, als wenn so viel möglich, Nichteingeladene mit Musketen und Speeren der Braut entgegengehen oder sonst in feierlichem Aufzug (Pompa) in militärischem Schritt, nach den Trommeln und Pfeifen, dem Hochzeiter zu Ehren umherziehen. Es geschieht auch oft, daß junge Knaben von acht bis fünfzehn Jahren bewaffnet mit Fähnlein und Trommeln in Schritt und Tritt aufmarschiren, wovon etliche Musketen, andere Speere oder Hellebarden führen, obschon man kaum glauben sollte, daß sie solches Gewehr angreifen dürften oder

zu tragen im Stande sein würden. Und das geschieht alles ohne Befehl, sondern ganz freiwillig aus einer gewissen angebornen Lust zur Waffenübung, wodurch sie von Jugend auf sich im Tragen der Waffen und an den militärischen Schritt zu gewöhnen pflegen.

An vielen Orten hält die Obrigkeit jährlich oder doch von Zeit zu Zeit, Musterung ab über das bewaffnete Volk und es findet diese Besichtigung der Waffen sowohl im tiefsten Frieden statt, als wenn der Feind bereits an den Gränzen wäre und ein wirklicher Auszug bevorstände. Es geschehen diese Musterungen zuweilen zur Zeit der Kirchweihen und Märkte, auch wenn die Landleute den neu erwählten Landvögten schwören müssen, wo sie in Harnisch und Gewehr zusammen kommen.

Auch treiben die Schweizer viele andere Uebungen des Leibes, welche zum Kriege vorbereiten können, wie Laufen, Springen, Ringen, Stein- und Stangenstoßen, Fechten mit mancherlei Gewehr, wobei an den meisten Orten Gaben ausgetheilt werden. Auch glaube ich, daß kein Volk in der Christenheit gefunden wird, welches sich so viel wie sie im Schwimmen übt, so daß sie über ihre vielen und großen Seen und über mächtige und starkrinnende Gebirgswasser leichtlich schwimmen, auch hoch herab in die Fluthen springen. Die im Gebirge wohnen, nachdem sie ihre Arbeit in den Gütern verrichtet haben, üben sich mit Jagen, selbst auf hohen und jähen Felsen, die nicht ohne Gefahr zu ersteigen sind. Man hält es für eine Ehre, den Kopf eines Wolfes oder Bären, den man selbst getödtet, an den Pforten anzuschlagen, sie



Haß und Feindschaft, den sie vormals gegen einander gehabt, fahren lassen.

Bei den Deutschen ist zwar auch der Brauch, daß sich die Soldaten unter einander „Brüder" nennen, aber es sind rauhe Brüder, die sich stets unter einander raufen und schlagen und wenn man ihre zerhauenen Angesichter besieht, so haben sie mehr Wunden von ihren „Brüdern" als von ihren Feinden empfangen, während bei den Eidgenossen und in ihren Lagern mehrentheils guter Frieden und Ruhe unter einander herrscht und wenn gleich einer vorher den andern nicht kennt, sondern nur allein weiß, daß er auch ein Eidgenosse ist, so erzeigt er sich freundlich gegen ihn und der Beispiele sind nicht wenige aufzuweisen, daß selbst solche, die zu Hause geschworne Feinde unter sich waren, beim Ausbruch eines Krieges gegen das Vaterland, sich aufrichtig mit einander versöhnt haben.

Selbst über die Beute entsteht bei den Schweizern selten ein Streit, sie wird regelmäßig unter alle gleich vertheilt, mit Ausnahme, daß solche, die sich durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet, auch besondere Gaben mit heimnehmen dürfen.

Die Schweizer bedienen sich fast der gleichen Waffen, wie die deutschen Landsknechte, ihre Spieße sind jedoch bis 18 Fuß lang und von Eschenholz. Damit bilden sie zuweilen in enggeschlossener Schlachtordnung einen sogenannten Igel (cuneus), womit sie zu Novara und Marignan den Feinden viel zu schaffen gemacht haben, wie auch neuerlich (1562) zu Dreux, als die französischen und deutschen Reuter den Eidgenossen etlichemal in die Schlacht-

ordnung vordrangen und nicht wenigen Schaden anrichteten, so haben sie doch zum drittenmal solche wieder hergestellt und das Feld behalten und sind deswegen sogar von ihren Feinden als tapfere Leute belobt worden.

Als eine Eigenheit dieses Volkes sieht das gleiche auch der folgende Schriftsteller an, welcher berichtet: „Die Schweizer seien wegen ihrer dichtgeschlossenen Schlachtordnung (conglobatio), die sie gegen alle Angriffe so hartnäckig beizubehalten wissen, noch zu seiner Zeit hochberühmt", welches Lob ihnen bekanntlich schon Machiavell in der arte della guerra und andere gespendet hatten.

---

2. Daniel Eremita von Antwerpen,

ein in Staatsgeschäften sehr bewanderter Mann, welcher im Jahr 1610 die Schweiz beschrieben hat, berichtet unter anderm über ihren kriegerischen Charakter Folgendes:

Eigenthümlich erscheint mir bei den Schweizern das Verhältniß der Befehlshaber zu ihren Untergebenen; erstere haben keine unbedingte Gewalt; der Gehorsam wird ihnen mehr nur von freiem Willen geleistet, wenn sie durch ihr Beispiel sich auszeichnen, oder wenn früher ingehabter Rang und Ruf ihnen Achtung verschafft haben. Sie sehen sich unter einander mehr als Verbündete (socii) an, von denen etliche mehr hervorragen als andere, denn als Herren und Knechte. (Der Verfasser bedauert sodann den Einfluß, den der länger dauernde Kriegsdienst bei frem-

den Fürsten seit einiger Zeit auf viele Schweizer ausgeübt habe und fährt hierauf fort):

Diejenigen, welche lange den Krieg außer Landes mitgemacht, sind zu Hause wenig zur Arbeit aufgelegt (**aegre ad labores redeunt**), es ist ihnen nicht wohl, wenn sie der Trommeln und Pfeifen Ton vermissen sollen, sie ergeben sich dann gern dem Trunke, sie zeigen zugleich mit Wohlgefallen die Gnadenketten und andere Auszeichnungen, die ihnen von den Fürsten zu Theil geworden sind.

Was die Schweizer in ihrer Heimat betrifft, so wird fast keine öffentliche und keine häusliche Handlung vorgenommen, ohne daß man Waffen dabei zu sehen bekommt. Sie nehmen ihre Waffen ins Schlafgemach, über die Straße, über Feld. Immer sieht man sie umgürtet mit einem Schwerdt, oder, wenn einer es nicht vermag, doch wenigstens mit einem langen Messer oder Dolch. Sie meinen, dieß gehöre sich für einen freien Mann. Da sie jedoch selten Gebrauch davon machen können, so dient es eigentlich blos zum Gepränge (**ostentus**). Am meisten traf ich dieß in den Gebirgsorten und im Graubündnerland. Trommeln und Pfeifen hört man bei jedem Anlaß, selbst eine Hochzeit wird gefeiert durch Waffenaufzug. (**D. E. de Helvetiorum republica epistola.**)

3. Die deutschen Söldner im Jahre 1552.

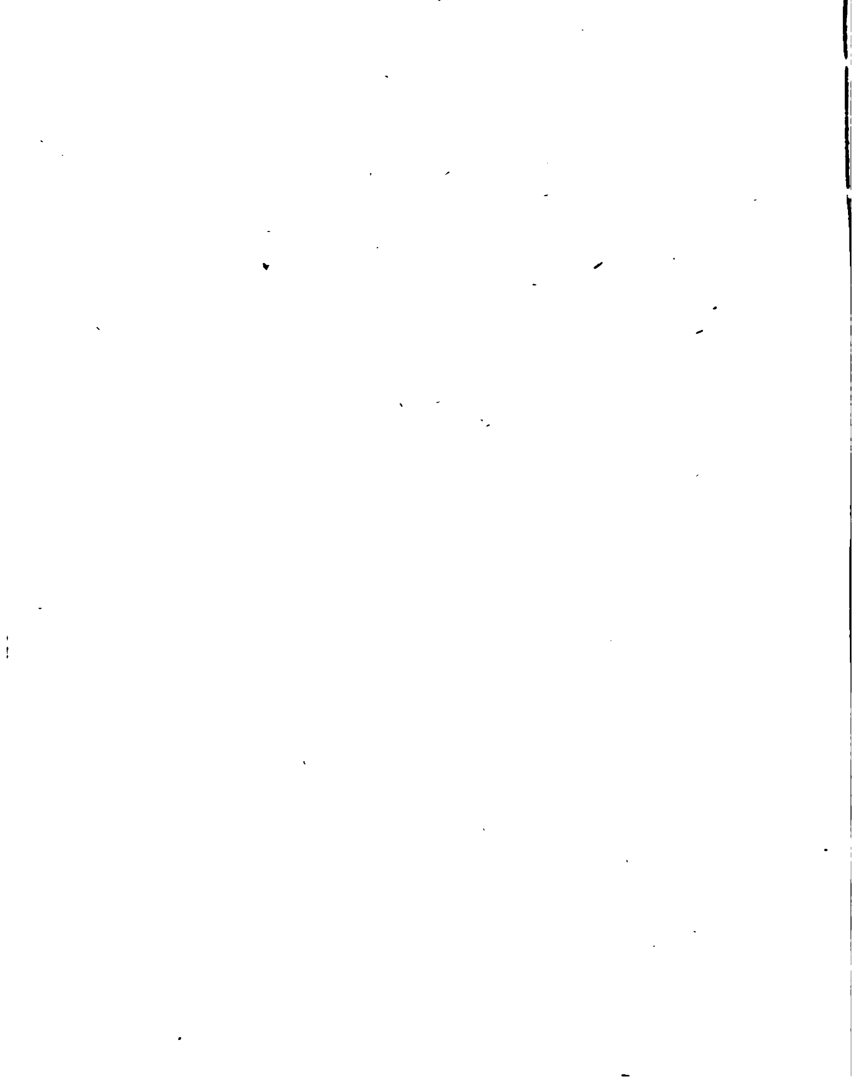
Ein ungenannter Spanischer Schriftsteller hat aus der handschriftlichen Lebensbeschreibung des berühmten Herzogs von Alba

(von seinem Zeitgenossen Marques Astorga) und aus Original-Briefen und Urkunden, eine Lebensbeschreibung dieses Feldherrn in lateinischer Sprache herausgegeben (**Vita Ferdinandi Toletani Ducis Albani. Salamanca 1669**) worin (**Lib. III, c. 24**) bei Gelegenheit der Belagerung von Metz (S. oben S. 85—86) folgende Bemerkung über das damalige deutsche Söldnerwesen gemacht wird: „Die Spanier erstaunten darüber, wie Carl V. nach seinem Rückzuge in so kurzer Zeit durch Werbungen eine solch große Anzahl deutscher Völker wieder habe zusammenbringen können; das darf aber niemand Wunder nehmen: denn Deutschland ist ja eine wahre Baumschule von Soldaten aller Art. Dieß Volk wird immer zahlreicher, die Eltern haben so viele Mühe ihren erwachsenen Söhnen Nahrung zu verschaffen, daß der Krieg ihre beste Auskunft werden muß. Es genügt, daß ein Werber irgendwo die Trommel rührt oder ein Fähnlein aufsteckt, so läuft ihm die Jugend haufenweise zu und verdingt sich an jeden, der sie gut bezahlt. Ja sie suchen einen Theil ihrer Freiheit gerade darin, daß sie dem zuziehen dürfen, der ihnen am besten zusagt. Verspricht man ihnen überdieß sehr guten Sold oder stellt ihnen große Beute in Aussicht, so kommen so viele, daß man sich ihrer gar nicht erwehren kann und die Obrigkeit einschreiten muß. Kriegerisch sind sie, aber auch habgierig und zänkisch, wenn es wirklich Beute zu vertheilen gibt.

Wegen dieser Leichtigkeit, Mannschaft in Deutschland anzuwerben, soll Carl V., als Alba ihm während der Belagerung vorstellte, er solle eine so tapfere und blühende Jugend nicht so oft

dem Sturm aussetzen, geantwortet haben: „Damit leiste er gerade dem Römischen Reich einen Dienst, es sei kein anderes Mittel, wieder Ruhe und Frieden herzustellen, als diese Pursche etwas in Gefahr zu bringen — es sei nur zu viel junges Volk vorhanden, das entweder den Eltern zur Last falle oder dem Lande zur Gefahr sei, oder das den Fürsten immerfort zu Diensten stehe, wenn sie sich gegen ihren Oberherrn auflehnen wollen", welche boshafte Rede aber gewiß nur erfunden und von den Feinden des Kaisers ausgestreut worden ist (setzt der Spanische Autor hinzu).

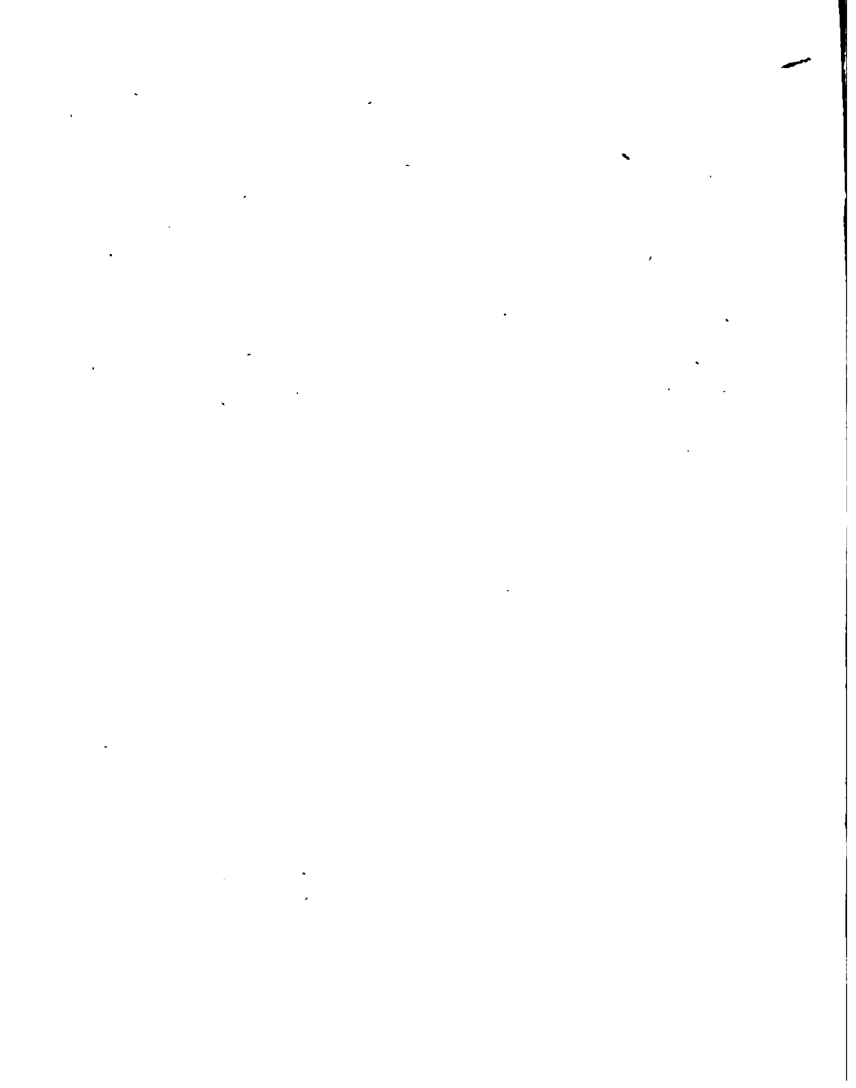




Eine kunstgeschichtliche Notiz.

Von

Dr. J. A. Fechter.



Das Exemplar der Schrift des Erasmus, betitelt: **Encomium Moriae** (das Lob der Narrheit) mit den Federzeichnungen am Rande von der Hand Hans Holbeins des jüngern, welches unter den Kunstschätzen unsers Museums aufbewahrt wird, hat eine europäische Berühmtheit unter den Freunden und Kennern der Kunst erlangt, und die Zeichnungen sind durch den Grabstichel nachgeahmt und vervielfältigt worden. Ueber die Schicksale dieses Kunstschatzes und über die Art, wie derselbe in den Besitz der öffentlichen Kunstsammlung gekommen ist, geben uns einige noch erhaltene Briefe vom Jahre 1578 Aufschluß, welche in der Briefsammlung der öffentlichen Bibliothek (**Sign. G. II. 16**) enthalten sind. Das Exemplar des **Encomium**, gedruckt von Froben 1515, gehörte einst Oswald Myconius, oder, wie er sich auch nannte, Oswald Molitor (Müller), welcher bis 1516 sich in Basel aufhielt, dann bis 1531 Stellen in Zürich, Lucern, Einsiedeln und wieder in Zürich bekleidete, endlich 1531 für immer nach Basel zurückkehrte und 1552 als Antistes der baslerischen Kirche starb. Myconius war mit Holbein befreundet. Dieser Freundschaft ist es zu verdanken, daß Holbein an den Rand des Exemplars des

Myconius jene Figuren zeichnete, zugleich auch um dem Erasmus damit eine Freude zu machen, wie eine handschriftliche Bemerkung des Myconius auf dem Titelblatte sagt. Und das mußte bald nach der Herausgabe der Schrift 1515 oder 1516 geschehen sein. Denn von 1516 bis 1531 war also Myconius nicht in Basel, 1526 verließ Holbein Basel, kehrte freilich dreimal auf einen vorübergehenden Besuch dahin zurück 1529, 1536 und 1538. Ob es aber nicht eher anzunehmen ist, daß diese Randzeichnungen zu jener Zeit gemacht worden sind, wo diese Schrift des Erasmus das erste Aufsehen machte, als erst etwa 1536 bei dem Besuche Holbeins — darüber kann man wohl nicht lange im Zweifel sein. Und sollte Holbein im Jahre 1536, wo Erasmus auf dem Todbette lag, denselben in der jugendlichen Haltung gemalt haben, wie wir ihn erblicken, in einer Haltung, die noch für 1516 zu jugendlich war, so daß Myconius darunter schrieb: Sähe Erasmus so aus, so würde er noch heirathen! 1538 können die Zeichnungen vollends nicht gemacht worden sein, „zur Freude des Erasmus“, da derselbe schon zwei Jahre vorher gestorben war. Daß das Buch wirklich das Eigenthum des Oswald Myconius oder Molitor war, wird auf dem Titel durch des Molitor Handschrift bezeugt.

Im Jahre 1578 war nun dieses mit den Federzeichnungen Holbeins geschmückte Exemplar jener erasmischen Schrift in dem Besitze des Stadtschreibers Daniel in Mühlhausen. In diesem Jahre befand sich der Maler Jacob Clauser von Zürich im Pfrundhause zu Mühlhausen, zwar nicht als Pfründer, sondern

um die Wände desselben mit mythologischen und symbolischen Figuren zu zieren. Clauser war mit Basilius Amerbach, dem Kunstfreunde und Sammler, befreundet und hatte von diesem den Auftrag erhalten von dem Herrn Stadtschreiber dieses Buch zu acquirieren. Clauser antwortet ihm nun 1578:

„Ich hab alles gar wol verricht des Erasmi buch halben, wie Holbein daryn griffen, und so ferr ich üwers hette[1]), wollt ich eß underſtan zu überkhommen. Doch hab ich im etwas verheißen zu molen, so ist er gutwillig und mir es zugeseit.“ In einem andern Briefe an Amerbach:

„Wüssend, daß ich das buch gesächen by Herr Danielen und sind fil gutter holbeinischer grisnet böslin (Possen) darin, fil guts lächerlich ding und gut zu khennen, daß der Holbein selbs mitt syner hand griffen, und aber underwylen ein anderer auch daryn geflicket, und aber es hat eine größere form und ist auch im 25 jor thruckt und auch dur den alten Frobeni, ist aber noch ein buch darby[2]), ist auch lathyn; ich han den thüttel nit dörffen

---

1) Amerbach scheint ihm ein anderes Exemplar angeboten zu haben.

2) Die Jahrzahl (15)25 ist unrichtig, wahrscheinlich entstanden durch einen Lesefehler statt 15; denn 1525 druckte Froben das Encomium Moriae nicht. Siehe Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte. — In derselben Ausgabe finden sich vorangedruckt: L. Annaei Senecae ludus de morte Claudii Caesaris und Synesius Cyrenensis de laudibus Calvitii. In demselben Bande sind noch eingebunden: Opuscula Plutarchi nuper traducta, Erasmo Rot. interprete.

abschriben, ich han sunst gfürcht, er merk, daß ich einem andern woll. Es ist vorhin des altten Herr Meconius gsyn, der sollš uff ein zyt offentlich glesen han; der hat ad marginem so gar fil guter pösslin darneben geschriben [1]), daß er mirs nit gen will, bis ers abgeschriben hat, und hat das schon, das ihr mir geschikkt hand; ich muß im jeß eben vorgan, er hetts lang nitt in handen ghan und gfallt imm. Aber ich muß in abconterfetten; ich muß am firttag mich zu im thun und im zlieb gan, wo er wil, ich erzürn in sonst; ich hoff, ich wöls wol von im überkhon. Wann er ein drunk überkomppt, wo er ist, so ist er so wunderbar, daß er unwerd ist. Er ist by siner schwieger; aber wenn er nüchter ist, so ist er gar ein fyner, geschickter mann."

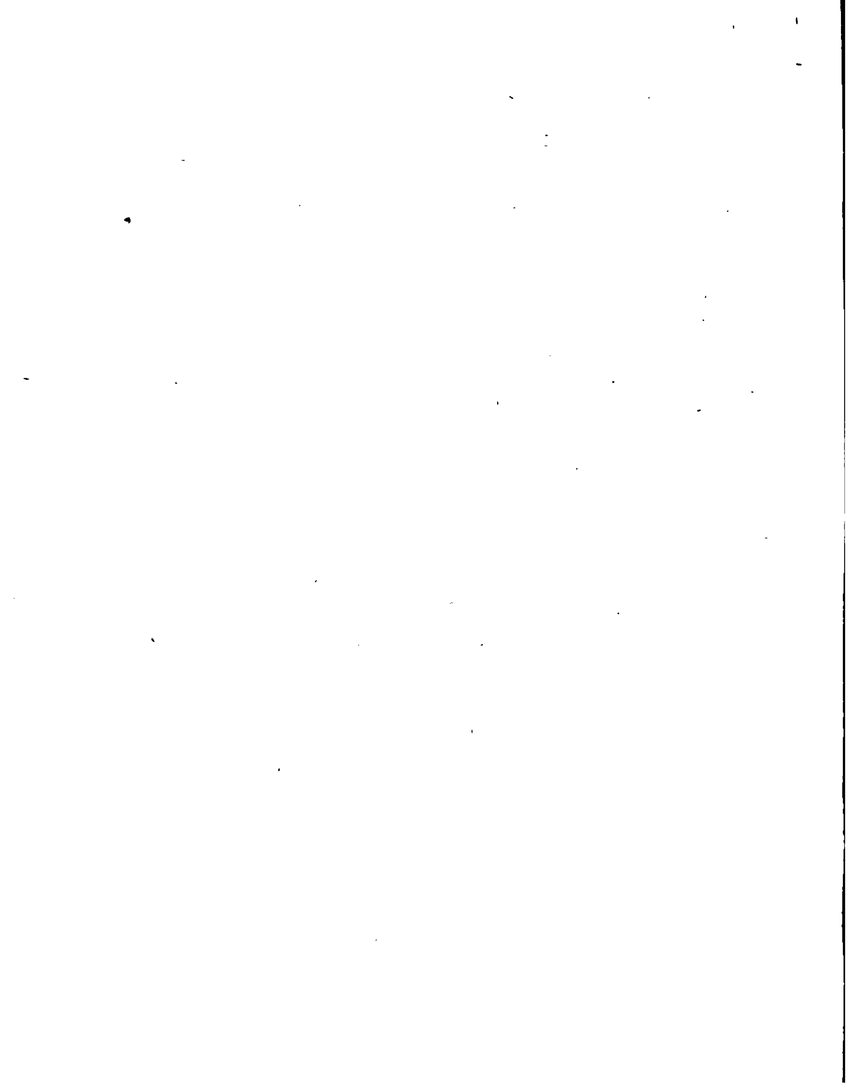
Es wurde Spätjahr und bald Winter, und Clauser war noch nicht zum Ziel gelangt. Er schreibt nämlich den 24. Oktober 1578: „So bin ich noch nitt habend an deß Stattschrybers buech, wie woll es mir für gwüß zugseitt. . . . So es Sontag oder sonst komliche zyt begibtt, so muß ich ein zech oder zwo an inn henkhen, dan es ist mer wertt; der Holbein hat gar fil daryn griffen;

. . . .

[1]) Die in großer Zahl durch Myconius beigegebenen Marginalien verdienen den Namen „Pößlein" nicht; denn sie bestehen aus lauter gelehrten Anmerkungen und Citaten. Neben denselben kann man auch hie und da eine andere Hand unterscheiden; wenn aber Clauser etwa gerade an die Randglosse, die jedoch nicht von des Myconius Hand herrührt, dachte: „Greß esel müssend greß seck tragen. Sic solebat dicere D. Sambucellus", so könnte man den Ausdruck gelten lassen.

es hat Herr Oswald Meconius fil darneben geschriben, das will er daruß schryben, sonst wollt ichs langest haben, aber ich muß in inn guten hulden dergestalt haben, daß ich im auch willfare, und das nechst mol, daß ich zu im komme, will ich in betten, wann es sach sye, daß er nit wyl habe abzuschryben, so woll ichs im suber abschryben lassen. Damit ichs bekomme, will ichs gern thun; es sind gutte pösslin drinn, die werden üch wol gfallen." Aehnlich schreibt Clauser am 25. Oktober. — Den letzten Brief in dieser Angelegenheit schrieb Clauser den 14. November. „Wüssend, daß Herr Daniel über feld ist, aber ich kurtzlich by im und er des buchs halb guttwillig. Wenn ich nit sogar khrank gsyn were, so wolt ichs langest han. Wan er drunken ist, gadt man nitt gern mitt im heim; aber sind on sorg, ich wills nit dahinden lassen."

Clauser kam bald nach Basel und scheint das Buch mitgebracht zu haben. So kam es in den Besitz des Basilius Amerbach und 1662 durch den Ankauf der Amerbachischen Sammlungen in den Besitz der öffentlichen Bibliothek.



Die Stadt Basel und ihre Bewohner,

am Ende des XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts.

Geschildert und verdeutscht nach Zeitgenossen.

Von

Karl Buxtorf-Falkeisen.

Eine Nation läßt sich ihre Geschichte eben so wenig nehmen, als ein Mensch seine Jugenderinnerungen.

Soloth. Wochenblatt 1823.

In einer Zeit, wo Streben und Ringen nach Wechsel und Umsturz von Bestehendem zur Aufgabe, so zu sagen zur Bestimmung des menschlichen Geschlechts geworden ist; wo wie der Menschen Denkungsart auch ihre Wohnstätten immer greller und schneller sich umwandeln, und kaum mehr die letzte Vergangenheit im vorwärts eilenden Augenblick der Gegenwart erkannt wird: in einer solchen Zeit entbürgert sich auch eines Manchen Gesinnung der alten, engen Heimath, und er wird zum universalen Weltbürger, der leichten Sinnes die fernsten Theile unseres Erdenrunds gegen die Heimath seiner Geburtsstätte vertauscht. — Doch bleiben immer noch Viele, die mit warmem Gemüthe der Vorzeit ihrer Väter und ihrer Vaterstadt nachhängen und sich nur mit schwerem Herzen von ihrer alten Eigenthümlichkeit trennen. — Wie Loths scheidendes Weib müssen sie noch zurückblicken, wenn nicht nach der strafereilt untergehenden, doch nach der sich umgestaltenden Heimathstätte; oder wie der fern hinziehende Schei-

dende vom letzten Hügelrücken her dem Schauplatz seiner Jugendjahre mit seinen Thürmen und Zinnen säumende Scheidegrüße und Blicke zuwirft; also lassen auch jene den Blick ihres Geistes an der Grenzscheide eines zersetzenden neuen Geschickes in den Räumen der aufgedeckten alten Heimath und über ihre Erlebnisse hinwandeln. Solchen altgesinnten Bürgerseelen, die den Stempel der Vordern noch nicht ganz verblichen an sich tragen, ist dieser Beitrag zur vaterstädtischen Geschichte, diese Schilderung der Stadt in einem frühern Jahrhundert gewidmet, wie sie aus dem lobspendenden Munde von Zeitgenossen strömen. Die Lobsprüche sprudeln im rosigsten Lichte, weil aus dank- und ehrfurchterfüllten Herzen fließend. Basel hatte allerdings seine traurigen, finsteren Momente späterer Zeiten noch nicht durchgemacht. Es war eine Zeit der Erholung nach den die Reformationsperiode umdüsternden Wirsalen und leider auch der Vorbereitung zum nahenden reiz- und ruhmlosen XVII. Jahrhundert des innern faulen Zerfalls. Noch gähnte nicht die Kluft, die später Regierung und Bürgerschaft, Stadt- und Landvolk einander so todfeind schied. Zahlreiche Lobsprüche und Beschreibungen fallen besonders in die Zeiten des Ausgangs und Eingangs des XVI. und XVII. Jahrhunderts, auf die wir uns beschränken, frühere und spätere nicht berücksichtigend. — Der erste Lobredner Basels dieses Zeitraums ist der hochgelehrte Pariser Professor Peter Ramus, der im Jahr 1571, dem Jahr vor seinem blutigen Tode in der Pariser Mordnacht, seine Beschreibung Basels erscheinen ließ. (Petri Rami Basilea ad Senatum Populumq. Basil. 1571. 4°.)

Was alles er in diesem Werklein (siehe die Uebersetzung in den Mittheilungen zum Tagblatt 1840) in ungebundener Rede an Basel mit überfließendem Lobe preist, das giebt bald nach ihm, und ihm nach Paul Cherler aus Elsterburg, Pfarrer in Binzen, mit Dichterschwung wieder in seinem Urbis Basileae encomium. 1577. — In demselben Jahre erschien des berühmten Theodor Zwingers Methodus academica, wo Basel mehr topographisch-historisch seine Schilderung findet, auch in ganz günstiger Darstellung. — Fröhlicher Stimmung entsprungen, in volksgefälligen deutschen „Reumen" erschien 1581, der Stadt wirklich huldreich, Huldreich Fröhlichs, eines gekrönten Poeten und kaiserlichen Notars, jetzt Burgers zu Basel, „Lobspruch an die hochloblich und weitberümpte Statt Basel u. s. w." — wie er ihm in der Abendkühle eines drückenden Sommertags, unter freiem Himmel im Schatten ausgestreckt, traumsweise von einem Satyrus abgelockt ward. Nicht den Baslern gerade zu Freud und Lieb, sondern nach dem Wunsche seines Freundes, des königlichen Raths und Magistrats, Dionys Lebeus Batillius, verfaßte 1587 der beiden liebgewordenen Stadt freudig dankbar eingedenk, der Jurist Neuclet. Doschius (nach Hallers Biblioth. der Schweiz. Gesch. vom Geschlecht der Novelet Seigneurs d'Osche) seine Basil. Helvetior. Ecphrasis. — Francof. 1597. 4°. — Aus dem folgenden Jahrhundert nennen wir, als Basel besonders behandelnd, nur den Historiographen Jak. Ruffinger, dessen Abhandlung (de vetustate urbis Basil. Helvet. Rauracor. etc. 1620. 4.°) von einem strenger geschichtforschenden Stand-

punkt aus gehalten ist. Seine Schriften, bemerken die **Athenae Rauricae** (1780), galten nicht sowohl wegen ihrer Vorzüglichkeit, als wegen ihrer Seltenheit sehr viel, so daß einzelne Bogen mit mehreren Thalern bezahlt wurden. — Endlich mag noch der Belgier Daniel Eremita († 1613), Geheimschreiber des Erzherzogs von Florenz, genannt werden, der als Gesandtschaftssekretär die Schweiz und Basel kennen lernte. Seine **Epistola de Helvetiorum situ, republica, moribus ad D. Ferd. Gonzagam Mantuae Ducis fil. etc. 1722. 16. Elziv.**, in zierlichem Styl geschrieben, enthält Eigenthümliches gerade über Basel. Im Ganzen stimmen die genannten Schriften in ihren Lobsprüchen überein, und sind einander oft nicht gerade ergänzend, sondern nachahmend. Die prunkhaften Schilderungen, die nun unserer Arbeit zu Grunde liegen, sind diejenigen von Cherler und Dosch, die wir in einander verschmolzen, in ihrer Ausdrucksform zu verdeutschen und hie und da mit Erweiterungen zu versehen nur zaghaft wagend getrachtet haben.

Reichlich gesegnetes Volk, von Jehova erkornes, der Schweizer!
Söhne des Krieges, zu Kämpfen berufenes streitbares Schlachtvolk!
Euerer Mannlichkeit Ruhm wer vermag ihn zu melden, zu singen?
Euere Biederkeit wer und die preishaft Euch eigene Treue?
Wer mit würdigem Munde der Nachwelt verkünden die Siege,
Die Ihr erfochtet mit Ruhm, für die Freiheit so fruchtbar und glänzend?
Daß Du darum auch dein freundliches Obdach gewährt nicht dem Gaste,
Der mit entartetem Sinn nicht wohl wüßte, den Dank Dir zu zollen,
Der Dir, o Basel, gebührt, der so trauten und lieblichen Stätte;
Soll mein Gesang Dich erheben, geflossen — aus dankbarster Seele.
Dank ja gebühret auch Euch, Ihr Lehrer, so wacker und trefflich,
Die Ihr in Basel mir waret ein Born reich fließenden Wissens,
Dann auch ja bargst du ein Kleinod, gar hold, die so liebliche Jungfrau,
Die jetzt mit rosigem Mund mich koset als köstliche Gattin,
Die mich zum Vater gemacht und gesegnet mit Reichthum von Kindern.
— Glückauf! Sei Basilea gegrüßet mir, wahrlich, Du hehre,
Wie Dich Dein Name belobt, o fürstliche unter den Städten
Aller der Gaue im Lande der freien und glücklichen Schweizer!

Uralt stehet Dein Lob, Dich zum Himmel hoch tragend und
feiernd.
Viel auf Germaniens Fluren, auf glücklichen, schaute ich Städte,
Jede in sonderem Glanze geadelt durch eigenes Wesen;
Ueber Rauraciens Flurreiz leuchtet der himmlische Segen,
Gnädig ergossen, seit klar hier strahlet die Sonne der Wahrheit.
In neun Tempeln erschallen vielliebliche Lieder und Weisen,
Gott zum Lobe und Preis, dem Erlöser zum innigsten Danke.
Fühle, o glückliches Volk, dein Heil, und der göttlichen Gnade
Bleibe getreu und verbanne des Irrthums finsteres Grauen! —
Seit die Altäre befreit vom Dienste der Bilder und Götzen,
Welche das Feuer verzehrt, wohnt hier in geheiligter Einfalt
Lauter das göttliche Wort, das in Christi Verdienst nur das
Heil sieht;
Nicht im Gepränge und Schauspiel von todten Gebärden und
Formen. —
Ferner bescheeret ist Dir an den Oberen Weisheit und Fürsicht.
Väter des Landes gewähr'n den Bedrückten stets Recht und Berathung,
Frei von Bestechung und Trug, wie Katone, voll biederen Ernstes,
Keine Tyrannen und Wühler, bereit zu Wirren und Aufruhr.
Wehrlos in dunkelster Nacht mag Jedermann wandeln im Sichern
Durch das Geschlinge der Gassen, nicht droht ihm Gewaltthat, noch
Unfall.
Du hast den Schooß auch geöffnet der Rettung den flüchtigen
Brüdern,

Die, in's Elend gestürzt ob dem Glauben, erduldeten Drangsal.
Sicher nun ruhn sie, getröstet, in deinen sie schirmenden Thoren. —
Goldenem Frieden gar hold, gram aller zerfressenden Zwietracht,
Fließet das Leben dahin dem Volke in sicherer Ruhe;
Außer es möchte, bedroht von Getümmel ihm feindlicher Waffen,
Aufstehn eines Gemüths zum Schutze des heimischen Heerdes,
Oder den Bundesgenossen zu Heil auf bittenden Mahnruf.
Alsdann strahlet sein Muth um die Banner der tapfern Harste.
Drohen der Freiheit Gefahren, nicht achtet's der Schrecken des Krieges,
Friedlicher Muße Geschenks nicht, zu schirmen den Segen der Heimath. —
Liegen im Felde sie erst, so erdaurn die gehärteten Leiber
Drangsal jeglicher Weise, der Gluth, wie des Frostes Beschwerden.
Wie ist zu malen der Bürger Gepräge, so fromm streng, so biederb?
Vieler Gelahrtheit? Der Geister so mannlicher Starkmuth und Kühnsinn?
Wie auch ihr Fleiß? Ameisen, den schaffenden, gleich — den bemühten
Gründen und füll'n sie den Bau, der sie winterlich nähret und wärmet,
Also der Basler Bemühn ruht nimmer mit sorgender Arbeit;
Härmen sich geizig doch nicht um des Goldes vergänglichen Schimmer,
Sondern genießen den Tag ohn' Grämen in fröhlicher Laune,

Kostend des Augenblicks Gunst, nicht befürchtend des kommenden Plage.
Flatterhaft wechseln sie Brauch und Gesittung im Leben nicht gerne. —
Seht ihr die emsigen Schwärme der blumenbeflissenen Bienlein,
Wie sie zur Sammlung bereit des ambrosischen Nektars sich regen?
Also des rüstigen Landvolks Thun im Rauracischen Felde,
Unter Gesetzen mild waltender Herren verlebt es sein Dasein.
Glückliches Volk, das bebaut friedsam raurachische Fluren,
Siehtes, wie schreckliche Kriegswuth Frankreichs Gefilde verheeret! —
Schwere und Höhe des Leibs und der Glieder gedrungenen Kraftbau
Tragen viel Manche zur Schau und erfreu'n sich noch munter als Greise.
Viele sind röthlichen Haar's, mit gar stattlichen Bärten sie prangen,
Oder vom Alter gebleicht, glänzt mancher so würdige Schädel,
Baar des sonst üppigen Hauptschmucks. Langbreit hänget des Schwertes
Klinge, die Freude des Baslers, wenn langsamen Schrittes er ausgeht.
Hochmuth zeigt nicht sein Blick, und sein Sprechen ist ernst und gelassen,
Dunkel gefärbt das Gewand, das nach altem Gebrauche knapp anschließt. —

Jetzt auch den Frauen ihr Lob, den so leiblich und geistig gesunden,
Kräftiger, hoher Gestalt, gleich Spartas heroischen Weibern!
Selten nicht siehest du, so wie das Mannvolk, kernige Mütter;
Jungfraun, liebliche auch, an Gestalt zu vergleichen den Musen.
Wangen und Mund blühn rosig geröthet von reizendem Purpur,
Und aus den Augen erglänzet des Mondlichts bezaubernde Keuschheit.
Pallas, nicht Venus, geweiht ist ihr Sinnen am häuslichen Heerde:
Heimisch beschäftigt sind sie mit dem Spinnrad, können auch lesen,
Singen oft Lieder recht fein und ergehn sich in freundlichen Reden.
Rufet sie Glockengetön in die Kirche zur Andacht, dann siehe:
Züchtig gesenkteten Haupts voll Demuth langsamen Ganges
Schreiten sie ernst, von den Blicken der folgenden Mütter begleitet,
Zweifach der Flechten Gehänge umspielet die Nacken der Holden,
Zierlich geknüpfet mit Kunst. An den Füßen bemerkest du Schuhe,
Welche mit weißer Umrandung die Schwärze des Leders bekleiden.
Bunt ist's Gewand und gestreift und umwallet mit Länge den Körper.
Enge sonst schließt es sich an und bezeichnet des Wuchses Gestaltung.
Trügend die Wangen zu röthen, die frischen, gleicht ihrem Gebrauch nicht,

Auch nicht zu lenken Begierde des Blicks auf die Reize des Wuchses.[1])
Selbst oft das Antlitz entzieht dem Begegner ein Schleier, ein weißer,
Der auch den Busen bedeckt. In dem Anzug pflegen sie nicht mit
Goldenem Schmucke zu glänzen, und weichlich ist nimmer die Trachtart.
Also geartet in Zucht und erzogen in frommer Gesinnung
An der sie führenden Hand der als Vorbild leuchtenden Mütter
Reifen die Töchter heran zu so wackeren, loblichen Hausfraun.
Glücklich zu preisen der Mann, dem eine der Holden ihr Herz schenkt!
Schönheit des Leibs, wie der Seele erringt er als köstliches Brautgut. —
Höfe in Basel auch sind sehr viele von herrlichem Baue,
Weite, und ragende Giebel erheben sich kühn in die Lüfte,
Als wie von festem Gestein die umzinneten Burgen des Adels.
Kaiser hier haben geweilt, wie bei Hofe im Prunk des Palastes.
Einfach von außen zu schaun, doch innen voll glänzenden Reichthums,
Bergen sie Silber und Gold und geschliffener Steine Gefunkel.

---

[1]) So *Doschius:* — — nec in mammarum orbeis inferre procaceis Fas oculos —; aber *Cherlerus:* Inque sui juvenes, nudis aspectibus usae, Invitant tractu rapiente potenter, amorem.

Sieben sind Thore zum Schutze erbaut in dem Kranze des Maurwalls.
So ist nach außen geschirmet die Stadt. Bricht Feuersgefahr aus
In ihr so findet Vulkanus bald den ihm gewachsenen Gegner.
Kaum hat der Glocken Getön die sich regende Flamme gemeldet,
Wach sind die Bürger auf Füßen im Fluge zum rauchenden Brandort,
Des Elementes Gewalt zu bekämpfen mit feurigem Muthe;
Flugs in den Waffen die Einen erscheinen zur Sammlung auf Plätzen,
Jede Gefahr zu bestehn. Laut tosender Lärm und Getümmel
Herrschen. Die Andern beim Brand sind geschäftig zu steuern dem Unheil.
Leitern erklimmen die Einen, die Andern von Bächen und Brunnen
Schaffen die Wasser herbei und fäll'n das erglühte Gebälke.
Ströme der tilgenden Fluth überwogen die dräuende Feurwuth,
Bis der weidlichen Kraft weicht sieglos die gierige Flamme.
Jetzt auch würdig des Lobs ist die Stadt als Wohnsitz des Wissens.
Bleibenden Ruhm wahrt ihr vorzüglich die blühende Hochschul',
Die Du Basel dir schirmst, als Geschenk für Dein würdiges Wesen,
Fernher nahet vom Festland getrennt lerndurstig der Britte.
Hessen und Sachsen ersehn als Born Dich ihrer Gelehrtheit;
Flüchtig dann birgt sich bei Dir in Nöthen der gläubige Franke.
Anderer Länder und Städt' auch Zuzug sieht man dahin ziehn:
Stämmiges Volk aus Polen, Italiens heitere Jugend.

Viele jetzt wären zu nennen mit Ruhm hochwürdige Namen
Das Jahrhundert hindurch, die glänzten als Sterne des Wissens.
Viel' wohl könnte auch preisen jetzt ich der mir würdigen Väter,
Lehrer im Glanze des Ruhms, der sie himmelan hebt zu den Sternen.
Du nur zuerst sollst werden genannt und alleine vor Andern,
Der du die Zügel der Schul in der Hand hieltst unlängst als Rektor,
Amerbach[1]), sei mir gegrüßt und gepriesen, Orakel des Landes,
Strahlend im eigeneu Rnhm, wie glorreich im Namen der Väter,
Reich an Wissen und Kunst, ein lebender Schatz der Gelahrtheit.
Dein Wohlwollen so liebreich gewinnend, Dein lieblicher Dienstfleiß
Hat mich zum Freund Dir gemacht, drum nochmals gegrüßet sei Edler! —
Eines vor Anderm schafft Dir auch, Basel, nie sinkenden Namen,
Weit bis zum fernesten Strand oceanumfluthеter Lande,
Weiter hinaus noch in Fernen der Welt in ganz anderen Zonen.
Dieß ist die Buchdruckerkunst, so preishaft Dir kundig und eigen,
Unsern Vorderen fremd, die Verbreiterin freier Gedanken.
Lichtquell unter das Dunkel des Erdrunds zaubernd geschleudert!
Ehe mein leiblicher Blick Dich erfaßt, sah schon Dich mein geist'ger,
Gierig, zu weil'n im Bereiche der Jünger der göttlichen Druckkunst.

---

[1]) Basilius Amerbach 1586.

Mildes Gelüfte des Himmels, das weht zu gemessenen Zeiten,
Wahret die Gegend gesund. Zur Winterszeit beißet des Frostes
Schärfe zu streng nicht; und strahlet im Sommer die liebliche
Gegend,
Reifet das nährende Korn im gelben Gefilde der Aehren;
Drücken des Sirius Gluthen das Volk nicht der emsigen Mäder.
Fruchtbar ja ist die Flur! Zwei Hügel beherrschen die Ebne,
Wo, wie im Thale, die Stadt sich gelagert in Hülle und Fülle.
Segen des Weinstocks auch die vom Rheindurchfloßne umkränzet.
Spende des Stroms: das Gewimmel der Fischbrut, labend und
nährend!
Ruhm vor Allem der Zierde des Tisches, dem mächtigen Rhein-
salm!
Jährliche Gabe, bescheert dem Volke als sichere Wohlthat! —
Reichlich erschließt sich dem Volk der Quell zur täglichen Nahrung.
Brot und Gewächs überfließen und Wein aus dem Schooße der
Aecker,
Leckere Speise dem Strom, dem Handel und Handwerk des
Geldes
Fülle entquillt. Vom hercynischen Forst zieht schwimmend das
Holz zu,
Butter helvetische Sennen und Käse von innen her liefern.
Zartes Geflügel, des Wildes die Menge Badenser in Freundschaft
Bringen herbei. Aus dem Sundgau kömmt auch Getreide und
Schweinfleisch!
So fließt jeglichem Tage sein Theil im Verkehre der Märkte.

Was nur mangelt hier auch? Und die Brunnen die herrlichen alle,
Die zu hunderten quell'n, reich sprudelnd in steinernen Becken,
Spendend den süßesten Trank, Quell aller Gesundheit und Frische,
Wie kaum nirgends mein Mund ihn kostete köstlich und labend!
Nicht wahr eine gar werthe Bescherung im irdischen Leben,
Sprudelt dem Sterblichen frei und geschenket der kühlende Quell-
trank?
Andrer Wohlthat gedenk' ich, die Basel den Wassern verdanket.
Klein ist der Birsig nur, aber sehr nutzreich rinnt er zum Rheine.
Was in sein Bett sich nur wirft, Stoff giftiger Dünste und
Seuchen,
Führet er ab, wenn Aufguß folgt durch die Röhren des Abzugs,
Rheinwärts schleppt er den Schlamm, zur Zehrung der lauernden
Fische. —
Ferner besinget mein Lob die vier lustigen Orte voll Anmuth,
Die in dem Schooße die Stadt weist, Tempe zu preisende Orte.
Gleich ist zu preisen die Brücke, mit steinernen Jochen zur Hälfte,
Hölzern stehen die andern des offenen, luftigen Baues.
Mächtig in bläulicher Fluth sich ergießend durchschneidet der
Rheinstrom lustig das Städteverband an den gallisch-germani-
schen Ufern.
Sicheres Band ist die Brücke, die fest ausdauernde alte.
Siehst du da stehn die Kapell', nach altem Gebrauch errichtet?
Betendem Fergen erwünscht, dem meerdurchfurchenden Schiffer,
Wo zum Gelübd' er geweilt für die glücklich zu findende Heimkehr.
Merk dir das Thürlein da auch, wodurch, ach! gefallene Mütter,

Die ins Geheim sich vermessen die Hand an die Kindlein zu legen,
Oder die, sträflicher Lust, arg beflecket das heilige Ehband,
Werden hinuntergestürzt in die Tiefe des schaurigen Schlundes,
Ihre so gierigen Gluthen zu löschen im kalten Gewoge[1]). —
Da, wann die Witterung schön, und nicht wehen von Norden die Lüfte,
Pflegen behaglich die Bürger, vom Jünglinge bis zu dem Greisen,
Sich zu ergötzen. Gesänge sich mischen mit munterm Geplauder.
Köstliche Muße! In Gruppen zu Dreien, zu Vieren und mehr noch
Stehn sie hier ruhigen Halts und schreiten dort langsamen Ganges.
Niemals fehlt es an Volk, das auch müde den Schranken gar hold ist,
Dessen gefesselter Blick nachhänget der ziehenden Strömung.
Hoch vom Geländer herab in die Fluthen oft pflegen des Sommers
Jünglinge, nackte, zu stürzen, zu tauchen bis tief auf den Flußgrund,
Gleichend den glücklichen Schwänen, den wasserbefreundeten schönen.
Weiterhin steuert ein Fischer auf leichtem gebrechlichen Kahne
Kühn auf der Höhe des Stroms mit schwer nachschleppendem Fangnetz.

---

1) Nach einer Randnote des Autors hieß früher diese Kapelle Schandthürlein; das Anstandsgefühl hatte einen Buchstaben eingefügt.

Ziehet auch bald mit Gewinn das Geschnür aus der Heimath der Fische.
Keinem verwehrt ist die Lust; drum Knaben dort angeln in Wette,
Zappelnde Fische erhaschend am trügerisch lockenden Haken.
Andres noch steht da zu sehen: der Thurm so lustig zum Anblick.
Hoch überragend des Flusses enteilende bläuliche Wogen.
Hoch am Gemäuer verkündet ein kunstreich gefertigtes Uhrwerk
Sicher der Stunden Verfluß, mit geregeltem Schlage dem Volke
Weist er den Wandel des Monds und seiner Gestaltung gar schaulich.
Unterhalb stehet ein Gaul gar wild am Gezäume sich bäumend,
Eines vortrefflichen Pinsels geglücktes und rühmliches Machwerk,
Drauf ein trotziger Mann mit fliegendem Haupthaar und Barte.
Auch dem Volke zu lieb, das da schreitet verlegen vorüber,
Sind wohl Plätze besorgt, dem Drange des Leibes zur Abhülf! —
Doch jetzt fort an den anderen Ort des geselligen Wohlseins,
Wo nach dem rosigen Osten das Thurmpaar raget des Domes!
Hier ruft die liebliche Pfalz zum süßen Genuß der Erholung,
Rufet die riesige Linde, von dreizehn Stützen gehalten,
Auf das Gestufe von Stein, in die Ruhe des kühlen Geästes.
Merke die Verse dir wohl, in Steinschrift gesetzt von Erasmus,
Schildernd den Liebreiz des Orts, der sich öffnet dem weidenden Auge.
Unter Geflüster der Zweige, dem Rauschen der rinnenden Rheinfluth

Ruht sich's so wohl hier. Mitten im Herzen die Stadt sich erschließet.
Rechtshin und linkshin so schön, mit all' den Häusern und Höfen,
Flußwärts hängenden Gärten, hoch ragenden Giebeln und Thürmen.
Jenseits Thürme und Thore und Zinnen der minderen Basel
Treten gar stattlich in Sicht vor dem Bau der erhabenen Pfalzhöh.
Unter Dir rauschet der Strom in seiner so reinlichen Bläue,
Viel schon besungen, der schöne, vor vielen ein recht auserkorner.
Abwärts gleitend zur Brücke sind Kähne und Flöße in Wechsel,
Und der Verkehr auf der Brücke ergötzt lustweilend den Seher.
Unter Dir wirbelt die Fluth, wo verborgene Klippen sich heben,
Da, wird erzählt, liegt tief in dem Grund noch zu heben ein Schatz vor,
Der einst vom Dome gestürzt, die von Silber gegossene Glocke. —
Hier ist die Zinne auf Burg, wo einst Volksgericht hielten die Bürger,
Brennenden Zorns, doch gerechten Gemüths, mit des Pabstes Legaten,
Als er dem Volke gedroht mit dem schreckenden Blitze des Bannstrahls.
Niedergeworfen ward' Der in die Fluth und schmählich erschlagen.
Wie ist die Fernsicht so schön! Im Halbrund öffnet die Welt sich.
Rechtshin begrenzen den Raum die Waldhöh'n im Land der Rauracher,
Wo einst drei Kriegswarten standen, jetzt Trümmergestein auf dem Wartberg.

Ueber den Strom jetzt setze den Blick! Da prangen im Segen
Einer gar holden Natur die zu preisenden Gaue von Baden.
Hügel mit Reblaub und Wald zur Rechten und Linken sind stromwärts,
Mitten das saftige Grün des wiesigen Thalgrunds der Wiese,
Welche so klar stets und frisch vom Feldberg rinnet zum Rheine.
Rötelens fürstliche Burg einst thronend hoch ragte darüber,
Stammhaus der Grafen der Mark, der Basler sonst Freunde, selbst Bürger.
Jetzt als schöne Ruine sie zieret die liebliche Landschaft.
Herrliches Land! Ein Garten, der Stadt ein Füllhorn des Vorraths,
Die sich stets öffnet, wann schließen sich anderswo Quellen der Zufuhr.
Weiter nach Osten begrenzen die Kuppen und Rücken des Schwarzwalds
Glücklich das Ziel des Gesichts. In zierlicher Rundung und Färbung
Schließet das Blaue-Gebirg, stolz prangend, den reizenden Sehkreis.
Diesseits des Stroms dehnt weit sich erstreckend der gallische Wasgau,
Bis das Vogesengebirge den Plan im Ferndust der Welt schließt.
Vieles noch wäre zu preisen vom Dom, dem erhabenen, hehren;
Von den in zierlichem Bau schlank luftig sich hebenden Thürmen,
Bergend viel Grüfte von Fürsten und Gräber in Menge von Namen,

Die einst als Zierden geglänzt in Zeiten des Kriegs wie des Friedens.
Anna, die Königin, selbst auserwählte den Dom zur Bestattung.
Pilgre jetzt längs des Gestads, bis sich öffnet der Thurm von St. Johann,
Wo einst — wie weiset sein Bild — der gefeierte Rudolf von Habsburg
Hauste behaglich und wohl. Da ist neben der Prediger-Kirche
Lustig zu schau'n und auch ernst, von der Mauer umgeben der dritte
Stadtplatz. Augengefällig da steht im grünen Gewande
Ladend zum weilenden Wandeln die Rundschau des Tanzes der Todten.
Staunend bewundert der Wandrer das Leben in Färbung und Handlung.
Jeglichen Stands und Berufs ziehn Menschen da an ihm vorüber:
In der Tiara der Pabst im Triumphe zum Staube getragen,
Thronend auf Purpur und Gold im Geleite von Häuptern der Kirche,
Hohen Prälaten in Mützen von Bischöfen und Kardinälen,
Knöchernen Todtengerippen. Der feurige Erzfeind der Franken,
Schinner, gemeiner Geburt, Kardinal aus Wallis geworden,
Zieht auch im Reigen mit auf, scheel schielend zur päbstlichen Krone,
Groll im Gemüthe und sinnend auf Trug und Kriegesgetümmel.
Doch das Gerippe, das dumme, nur lachet zur trotzenden Kriegswuth,

Singt ihm zum Siegeslauf nicht, nein jubelnd zur düsteren Grabfahrt.
Kaiser und König auch schreiten im Zug mit dem Räuber des Waldes.
Ungern der Reiche sich fügt in den Tanz, nur mit Beben der Jüngling.
Bürger und Bauern und Christen und Heiden, wie lebet und webet
Irdisch der Mensch, überwunden vom Tod, ziehn Alle dem Grab zu.
— Höhnend und spottend erscheint er im schrecklichen Knochengerippe.
Scheußliche Schlangen umkrönen den häßlichen Schädel ohn' Hauptbaar;
Graunhaft die Höhlung der Augen, des Munds weiß knirschende Zähne!
Unweit der Thür ist zu sehen, vom Kranze des Volkes umgeben,
Oecolampad, wie er Worte des Heils von der Kanzel verkündet.
Anmuth und Ernst dem Gesichte entstrahlt, sein Gewand ist weit wallend.
Schwärzlich und lang, und geöffnet sein Mund, auf der Bibel die Rechte.
Zierlich die Finger der Linken sich heben zum Nachdruck des Wortes.
Hangend am Laute des Mundes, erlauschet die Menge den Vortrag.
Hausschein's leuchtende Lehre verscheuchte das Dunkel des Truges.
Darum hat Dankbarkeit auch ihm gestiftet das Bild an der Mauer. —

Und Du, göttlicher Hain zu St. Peter, wie bist Du zu preisen,
Jetzt erst am Schlusse gerühmt, und des Ruhmes voraus doch so
würdig!
Solch ein Lustraum nie ich gefunden in städtischem Luftraum.
Marsfeld, Hain der Diana im Alterthum wärst Du besungen.
Tempe, in Wahrheit thessalisch, wo weilet das Volk in Entzücken,
Stämmige Arme auf riesigen Leibern, erhebet des Waldes
Lindengehölz, in die Lüfte recht kühnlich, die buschigen Kronen,
Deren Gezweige verbreitet so labend den kühlendsten Schatten.
Leise durchflüstert das Düster des Lusthains ziehender Lufthauch,
Reizet zum sorglosen Träumen, sanft fächelnd, den rastenden Gast-
freund.
Eiche, sei Du mir gegrüßt, mit Jahren bedeckt wie mit Aesten!
Eiche, der Jupiter-hold, weit streckend des großen Geästes
Arme, zu tausenden wohl, unterstützt von dreißig Gestellen! —
Aus dem acht Fuß hohen Stamme gehn sieben der Aeste, wie
Bäume,
Jeder dann ästet sich wieder in Arme zu dreien und vieren,
Ringsweis sind untersetzt in dreifacher Ordnung die Säulen,
Deren die niedrigste steht ein Sechseck, die zweite ein Neuneck,
Sechszehneckig die höchste; im Umfang zählt man der Schritte
Hundert und zwölf. In der Hitze des Tags hier erlesene Zu-
flucht! —
Schönere eine zu sehn, giebt's nirgends in Weite und Breite.
Unter ihr hat es schon Kaisern und Fürsten recht herrlich gemundet,
Prassend am Bürgerbankett in ganz königlich herrlichem Wohlsein.

Denn einst tafelten hier recht wohlig im kühlenden Laubwerk,
Mit den Herren vom Rath und der Stadt und den höfischen Räthen,
Oestreich's Friedrich der Dritte und Max sein herrlich Geborner.
Hieher strömet die Jugend zu Spielen und kreisenden Tänzen
Zahlreich im Lenz und im Sommer voll Lust, aus allen Quartieren.
Hier auf dem rasigen Platz jetzt walten die heitersten Scherze.
Hier im löblichen Grünplan ziehn laß schlendernd die Einen,
Kosend die Stunden verlebend; die Andern flugs üben den Wettlauf.
Diese gewichtige Steine weit stoßen mit rüstiger Mannskraft;
Jene versuchen die Kräfte mit Ringen und Schwingen im Zweikampf.
Ritterlich wird auch geführt auf dem schönen Turnierplatz die Klinge. —
Brausend durchrauschen der Jubel den Hain und gesellige Sänge,
Und das gemeinere Volk füllt gaffend und laffend die Räume.
Unter den Späßen in Ernst stolz schreiten der Bürgerschaft Obre
Stattlich im Spitzhut einher, im spanischen Mantel und Degen,
Nicht es verschmähend, mit Stolz, bei dem lustigen Volk zu verkehren.
Mahnt die Erhitzten der Durst, sieh da rinnet am Fuße der Eiche,
Murmelnd erfrischend der Born in den Brunnen von Eichengefüge,
id an dem frischen Gerinne erlabet sich süßlich des Jungvolks

Edelgewild, überhetzt, in dem Kühl des Schattens sich dehnend.
Wohlgesinnt schaffet der Rath hier auch fröhliche Tage den Buben;
Denn auf sein weises Geheiß oft finden die rüstigen dankbar
Hier sich zusammengesellt zum Pfeilschuß um lockende Preise,
Eifernd den Aelteren nach, den so sicher ja treffenden Schützen,
Die sie zur Seite gewahr'n mit Geschossen im weidlichen Wettstreit.
Alle begeistert der Anblick des großen hoch flatternden Banners,
Dem auch hier Treue geschworen zu Zeiten auf Leben und Tod wird.
Wir auch haben gesehen die Männer im funkelnden Kriegsschmuck,
Als die verbündeten Bürger Mülhausens zu Hülfe sie riefen,
Und sie dem Rathe den Eidschwur der Treue so feierlich schworen.
Alle die Rechte der Stadt, die durch Tapferkeit rühmlichst erworb'nen,
Werden verlesen dem Volk hier, Gehorsam gelobt's den Gesetzen.
Endlich wie herrliche Tröstung gewährt nicht der Hain den aus Frankreich
Flüchtigen Glaubensgenossen! Es schwinden im Schatten der Linden
Mißmuth und Leid der Verbannung, zur Heimath ja wird auch die Fremde.
Wie oft doch misset den Raum im Gemüthe, wie schreitend im Körper,
Latiums Freund und Athens Odoardus Bizätus von Charlays,
Drake auch, Mars und Minerva ergeben, hier liebt zu ergehn sich;
Le Bey von Batilly, als ein Lehrer der Rechtskunde glänzend

Gleichwie im Ruhme des Dichters; von Troyes, mir lieb und gewogen,
Klaudius Basin, der Weise und Fromme; als Richter Bretagnus,
Wahrheit und Recht stets fördernd mit redlichem Eifer; Chazerus,
Lobsam leuchtend im Lichte der Tugend und Kenntniß, nicht fehlet;
Als Mathematiker stark und als Richter des Volkes hier weilet
Contius oft; zu dem Himmel hinan uns Fossius leitet;
Uns als Galen und Hippokrates wandelt da mit auch Bertinus,
Eilenden Schrittes gefolgt vom jungen und strebenden Sohne;
So Aragosius auch, Alibozius, thronender Herren
Glänzend gefeierte Aerzte; den Musen befreundet, der Römer
Vetus, Etruskischer Sprache gar hold, und des Pabstes Verstoß'ner;
Endlich der lyrischen Muse ergeben mit Glück Gualtherus,
Freund und Verehrer Horazens, ihm weihend die Muße der Zuflucht;
Und so noch Viele von hohem Geblüt und verdientem Geschlechte
Wandelnd hier schütten einander in lauten Gesprächen ihr Herz aus,
Handelnd von Krieg und von Frieden, dem wirren Geschicke der Zeiten.
Jetzt, ihr Mütter, ihr frommen, ihr züchtigen Töchter und Jungfraun!
Die Ihr das herbe Geschick mit den Gatten und Vätern treu theilet,



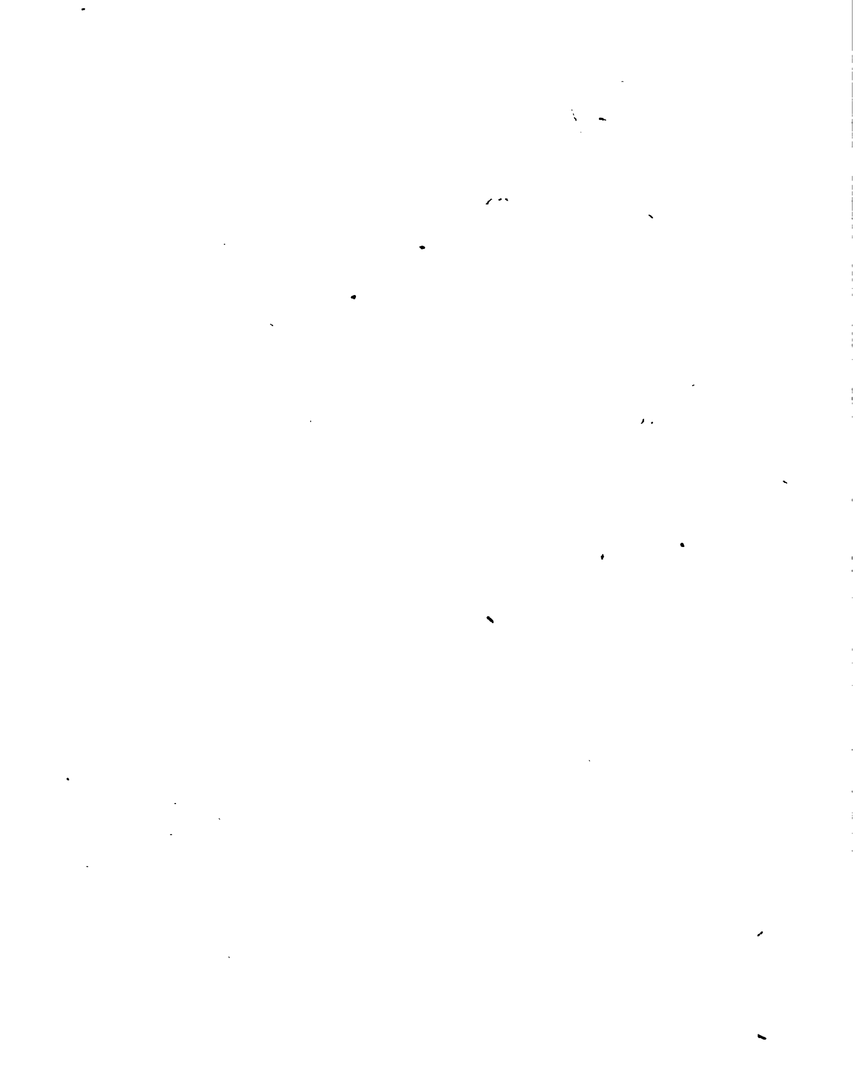
Gleichwie im Ruhme des Dichters; von Troyes, mir lieb und gewogen,
Klaudius Basin, der Weise und Fromme; als Richter Bretagnus,
Wahrheit und Recht stets fördernd mit redlichem Eifer; Chazerus,
Lobsam leuchtend im Lichte der Tugend und Kenntniß, nicht fehlet;
Als Mathematiker stark und als Richter des Volkes hier weilet
Contius oft; zu dem Himmel hinan uns [illegible] leitet;
Und als Galen und Hippokrates wandelt [illegible] Bertinus,
Eilenden [illegible] vom [illegible] und leidenden Sohne;
So [illegible] auch [illegible] brennende [illegible]
[illegible]
[illegible] des Landes [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Geschlechte
[illegible] Herz aus,
[illegible] Geschicke der
[illegible]
[illegible] und Jung-
[illegible]
[illegible]

Zürnet mir nicht, wenn, ermüdet, ich still nicht auch nenn' Euch mit Namen!
Unter der Männer Gewimmel geziemet dem Weib' nicht zu rasten.
Anderswo soll Euch mein Lied nach Verdienst, Ihr Holden, wohl preisen. —
Vieles noch wäre zu preisen von herrlichen Höfen und Gärten,
Wie sie zerstreut durch die Stadt, so zierlich und lieblich zu sehn sind.
Glückliche Stadt im sicheren Schutze des himmlischen Wächters!
Bleibe im Glücke gelassen, voll Demuth, im Wege des Rechtes,
Treu den Gesetzen des Staats, und fest im geläuterten Glauben!
Wahre die Einfalt der Väter in biederer, frommer Gesinnung!
Rufe für Rath und Gericht nur Männer von reifer Erfahrung,
Die nicht um Löhnung Dir dienen bestechlich, nein lautere Herzen,
Ohre, recht Meister des Volkes, die Alles dem Volke zulieb thun.
Neuerungssüchtige nicht, die nur Wechsel und Wandel Dir schaffen,
Feindlich dem alten Erprobten, allein nur stets preisend was neu ist,
Störend den Frieden des Volks und die Ruhe des heimischen Heerdes!
So Dir des Guten bewußt und des Rechten stets blühe in Frieden!
Unter dem himmlischen Schutze gedeihe dein stätiges Wohlsein!
Erde und Wasser und Feuer, verschonet die auch schon Geprüfte!
Frei auch von blutiger Zwietracht der Bürger im Innern verbleibe,
Heil vor Krankheit und Pest im Leben des Leibs wie des Geistes!
Pflegerin bleibe der Musen und Schirmerin armer Bedrängten

Die von Tyrannen verfolgt, im Elend irren als Waisen.
Also stehest du stark, wenn auch klein, in der mächtigen Eintracht,
Achtung gebietend den Guten, den Bösen ein lähmender Schrecken.
Stehe und walte und wirke so fort in festem Gedeihen,
Goldener Freiheit froh, und im bürgerlich hablichen Wohlstand!
Und das so lange und fort, bis wird kommen der Tag Dir, der letzte!
Erst wann in Asche zerstäubet der Weltkreis im Dunkel der Zukunft,
Gluthroth das Erdelement in dem Feuermeer aufgeht, ein Staubkorn;
Dann erst falle auch Du, Basilea, und sinke zusammen,
Dann erst ende dein Wohlsein und schmelz', dein metallener Segen!
So von ganzem Gemüth Dich dem Lenker der Welten empfehlend,
Scheide ich grüßend von Dir, o Basel, mit herzlichem Glückswunsch.

Baslerische Litteratur

vom Jahre 1857.



I. Theologie und Kirche.

Arnold, W., Inspektor der Taubstummenanstalt in Riehen. Biblische Geschichten. Ein Lesebuch für Unmündige, zunächst für Taubstumme. Zweite Auflage. Verlag von C. Detloff.

Auberlen, Prof. C. A. Der Prophet Daniel und die Offenbarung Johannis in ihrem gegenseitigen Verhältniß betrachtet und in ihren Hauptstellen erläutert. Mit Beilage von M. F. Roos. Zweite Auflage. 8. Verlag von C. Detloff.

Armstrong, R., fünf Festpredigten. Aus dem Englischen. 92 Seiten. 8°. 1857. F. Schneider.

L'Ami d'Israël, ou nouvelles relatives à la propagation du règne de Dieu parmi les Israëlites, publié par la société des amis d'Israël de Bâle. Tom. VI, 12 livraisons. Bâle, 1856. 1857. F. Schneider.

Bernoulli, C., Pfarrer. Wo Euer Schatz ist, da ist auch Euer Herz. Matth 6, 21. Predigt, gehalten am Sonntag Rogati in der Münsterkirche zu Basel. 1857. 13 Seiten. 8°.

Blicke in die Apokalypse. Zum Besten der evangelischen Mission unter den Deutschen in Paris. 8. Verlag von C. Detloff.

Bibelblätter. Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel. Redaktor: Dr. A. Ostertag. 1857. Bei C. Detloff.

Freund Israels, der, herausgegeben von dem Verein der Freunde Israels in Basel. Achter Band. 12 Hefte. Basel, 1856, 1857. F. Schneider.

Gonthier, T. F. A., Andachtsübungen vor, bei und nach dem Genusse des h. Abendmahls. Sechste Auflage. 112 Seiten. 12°.

Hagenbach, Prof. Dr. K. R. Das Wesen der evangelischen Freiheit und unsere Stellung zu ihr. Predigt gehalten im Münster zu Basel. Verlag von C. Detloff.

Harlan Page, oder der Segen treuer betender Arbeit. Nach dem Englischen des W. A. Hallock. Verlag von C. Detloff.

Heidenbote, der evangelische. herausgegeben vom Comite des Missions-Instituts in Basel. 1857. 12 Nummern.

Kündig, E., pasteur, les maladies et la mort. Récit d'expériences pastorales faites auprés d'un grand nombre de malades et de mourants. Traduit de l'allemand par V. Jaeglé pasteur. VIII & 320 pag. F. Schneider.

Lobstein, Pfarrer, F. Tägliche Weckstimme, oder eine Schriftstelle kurz beleuchtet auf alle Tage im Jahr. Zweite Auflage.

Ostertag, Dr. A. Die Bibel und ihre Geschichte. Dritte Auflage.

Protestant, der wahre. Herausgegeben von Dr. Mariot. Sechster Band. Bei C. Detloff.

Psalmen, die, eingerichtet zum Singen. Zweite Auflage. 1857. 150 Seiten. 8°. Basel bei F. Schneider.

Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligseligkeit. 74ter Jahrgang. 1857. 12 Nrn. 24 Bogen. 12°.
Vinet, Prof., Homiletik oder Theorie der Predigt. Mit Vorwort von K. R. Hagenbach. Basel 1857. C. Detloff.

II. Rechtswissenschaft.

Der Zinsfuss bei den Römern. Eine historisch-antiquarische Abhandlung, von Dr. Wilh. Theod. Streuber. Basel, Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung.
Zeitschrift für schweizerisches Recht. Herausgegeben von Prof. Fr. Ott, Prof. J. Schnell, und Prof. Fr. von Wyß. Sechster Band. Basel, C. Detloff.

III. Naturwissenschaft.

Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Basel. Viertes Heft. (Womit der erste Band dieser Sammlung complet ist.) Basel, 1857. 607 Seiten groß 8°. Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung.
Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft bei ihrer 41sten Versammlung zu Basel am 25., 26. und 27. August 1856. Basel, 1857. Schweighauser'sche Officin.
Bernoully, Dr. Gust. Die Gefäss-Kryptogamen der Schweiz. Basel 857. Schweighauser'sche Sortimentsbuchhandlg.
Friche-Joset père, et *F. J. Montandon*. Synopsis de la

Flore du Jura septentrional et du Sundgau. Bâle 857. C. Detloff.

IV. Philologie.

Del senso allegorico, pratico e dei vaticini della divina comedia lezioni due recitate alla societa academica di Basilea da *L. Picchioni*. Basilea. Dalla typographia Schweighauser, editrice 1857.

Lehrbuch zum systematischen Studium der französischen Sprache. Mit Uebersetzungsaufgaben und Konversationsübungen, zum Schul- und Privatgebrauch. Von Dr. L. Georg. Basel 1857. 8⁰. XVI. und 602 Seiten. H. Georg's Verlag.

Schlüssel zu den Aufgaben aus diesem Lesebuch von demselben Verfasser. 116 Seiten. H. Georg's Verlag.

V. Geschichte.

Basler-Taschenbuch auf das Jahr 1857. Herausgegeben von Dr. W. Th. Streuber, Prof. Achter Jahrgang. 1857. 225 Seiten. Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung.

Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. Sechster Band. XII. 291 Seiten groß 8⁰. Basel 1857. Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung.

Neujahrsblatt, XXXV, für Basels Jugend. Herausgegeben von der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen. 1857. Basel. C. Detloff.

Perseus, König von Makedonien, und Lucius Aemilius Paulus. Von F. D. Gerlach. 4⁰. Basel 1857. Schweighauser'sche Officin.

VI. Alterthumskunde.

Die goldene Altartafel von Basel. Abbildung, Erklärung und Zeitbestimmung. Von Professor Dr. W. Wackernagel. 4⁰. Basel 1857. Schweighauser'sche Buchdruckerei.

(Auch unter dem Titel): Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel, VII. Mit 4 lithogr. Blättern. 4⁰. 1857. Bei C Detloff.

VII. Militärwesen.

Schweizerische Militärzeitung. Organ der schweizerischen Armee. Jahrgang 1857 Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung.

VIII. Bauwesen.

Bericht und Rechnung über die Arbeiterwohnungen in Basel an die Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen. 1857. 4⁰. Mit 10 Tafeln Abbildungen. Druck der Schweighauser'schen Offizin.

IX. Poesie.

Album lyrischer Originalien. Aus Deutschland, Oesterreich, dem Elsaß und der Schweiz. Zum Besten der Hinterlassenen der im

Hauenstein-Tunnel Verunglückten. Herausgegeben von Pfarrer Fr. Oser, XVII und 376 Seiten. 8⁰. Basel 1857. Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung.

Meyer-Merian, Winter-Mayeli. Gedichte in Basler Mundart. Ebendaselbst.

— — Johanna, oder Himmel und Erde aus dem Leben einer Frau. Eine Erzählung. Leipzig 1857. Verlag von J. J. Weber.

Otte, Fr. Die Abtei Murbach bei Gebweiler (im Oberelsaß) nach Natur, Sage und Geschichte. Basel 1857. Verlag von C. Detloff.

Stöber, Adolf. Reformatorenbilder. Sechszehn Gedichte. Ebendas.

Stöber, Aug. Der Kochersberg, ein landschaftliches Bild aus dem Unter-Elsaß. Ebendaselbst.

Nachtrag.

Kometen, die. Antwort auf die Frage: Ob unsere Erde durch dieselben in Gefahr kommen könne? Basel 1857. Bei C. Detloff.

Courtois-Gerard, Elementarkursus des Gemüsebaues. Ebendas.

Kleine Relief-Karte der Schweiz von J. Bürgin in Allschwyl; Maßstab 1 : 900,000. Basel 1857. H. Georg's Verlag.

Schäublin, J. J. Lieder für Jung und Alt. Zweite Auflage. Ebendaselbst.

